This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

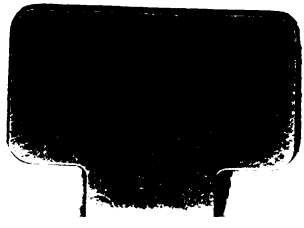
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

226. d.
60.

600024513L



Die Kaste in Ostindien

und

die Geschichte derselben in der alten lutherischen Mission,

von

C. Ochs,
evangel.-luther. Missionar.

Zum Druck befördert
von mehreren seiner Freunde.

Rostock, 1860.
G. B. Leopold's Universitätsbuchhandlung. (Ernst Kuhn.)

Druck von Ludolph Hirsch.

225. d. 60.

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Vorwort.

Wir lassen diese von Missionar Ochs verfaßten und uns zur Verfügung gestellten Blätter als eine Ergänzung der kürzlich in der Stiller'schen Hofbuchhandlung in Rostock erschienenen und von Pastor A. Moraht in Möllen herausgegebenen kleinen Schrift: „Die lutherische Mission und die Kaste in Ostindien" ausgehen und zweifeln nicht, daß sie als eine solche willkommen geheißen werden. Ist in gedachter Schrift offen dargelegt, weshalb die betr. Missionare und wir mit ihnen vorläufig aus dem Verbande mit der Leipziger Mission geschieden sind, und ist damit der gute Grund dieses Schrittes nachgewiesen*): so bedarf es zu völliger, sachlicher Rechtfertigung desselben noch einer näheren Antwort auf die Fragen nach dem eigentlichen Wesen der Ostindischen Kaste und nach der Behandlung derselben Seitens der älteren lutherischen Mission. Ist nämlich die Kaste wirklich an und in sich mit dem Christenthum unverträglich, und hat die lutherische Mission in ihrem ersten Anfange sie als solche angesehen und behandelt,**) ist aber hernach

*) Siehe die zustimmenden Erklärungen der lutherischen Dorfkirchenzeitung des Pastor Räthjen zu Neu-Ruppin v. d. J., und des Pilgers aus Sachsen Nr. 5 d. J.

**) Wie solches die Missions-Comitee im Jahre 1843 auch offen und unumwunden anerkannte. S. unten S. 83 ff. das Nachwort.

in eine falsche Ansicht und Behandlung gerathen, dieselbe, welche augenblicklich noch die im Leipziger Missionsregimente geltende ist: so muß es Jedem, der mit uns die Ostindische Mission auf dem Wege evangelischer Wahrheit zu erblicken wünscht, klar werden, weshalb wir aus ihr einstweilen zu scheiden genöthigt wurden, aber darum auch eben so klar, daß unsere Mission sich von diesem Wege verirrt hat und auf ihn zurückkehren muß, soll sie nicht ein trauriges Ende nehmen. Und eben das, daß die Kastenduldung sich mit dem Evangelium nicht verträgt, und daß die Praxis der ersten Gründer und Väter unsrer Ostindischen Mission eine andere als die ihrer späteren und jetzigen Nachfolger war, weisen gegenwärtige Blätter überzeugend nach.

Hören wir denn unsern Missionar Ochs, wie er aus siebenzehnjähriger Erfahrung über die Kaste urtheilt, und wie er aus den Berichten unsrer alten Mission ein getreuer Berichterstatter ist. Der HErr aber gebe der Wahrheit den Sieg — nichts anderes ist sein und unser Gebet.

Geschrieben im Februar 1860.

Denn wie kommt das heilige Sacrament dazu, daß es ſoll gebraucht werden zum Unterſchied unter den Chriſten zu machen, ſo es doch der Herr Chriſtus fürnehmlich hat eingeſetzt zu Troſt des Gewiſſens und Stärkung des Glaubens? Darnach daß es ſoll ſein in der Chriſtenheit gleich als ein Band, damit die Chriſten auf das allereinigſte zuſammen verbunden ſind, daß ſie gleichſam ein Brod oder ein Kuchen ſind, nicht allein damit, daß ſie zugleich einen Gott, ein Wort, eine Taufe, ein Sacrament, eine Hoffnung und alle Gnade und Güter Chriſti gemein haben, ohne allen Unterſchied; ſondern auch in ihrem ganzen äußerlichen Leben Ein Leib ſind, da ein Glied dem andern Handreichung thun und dienen ſoll, helfen, rathen, Mitleiden tragen u. ſ. w.

Luther in der Kirchenpoſtille
(Walchſche Ausg. S. 1646).

Was denn ist Kaste, willst Du mir's nennen?
Sind sie nicht Eines, die Tropfen im Meer?
Kannst die fünf Sinne im Leibe Du trennen?
Stammt nicht All aus fünf Grundstoffen her?
Machet nicht Ein Gold manch köstlich Geschmeide,
Kette und Spang', und der Ohren Gezier?
Aber der Kasten Unterschiede,
Was sind sie? Elender! sage es mir.

Der Heide Siwawakkier.

Die Liebe ist der Sitz des Lebens; die ihrer mangeln,
Derer Leib sind Beine nur, bedeckt mit Haut!

Der Heide Tiruwalluwen.

I. Kapitel.

Von der Kaste der Hindu im Allgemeinen.

Von den mit Schnee und Eis gekrönten Höhen des Himalaya herab bis zu der heißen Sandküste am Vorgebirge Comorin erstreckt sich ein Land, das vor andern reich ist an Gütern durch den Segen, den Gott der Erde gegeben, aber auch reich am Fluch, den die Sünde der Menschen gebracht hat. Nichts fehlt demselben, das dessen Einwohner zum Leben und Wohlsein bedürfen; es hat noch Ueberfluß, der es von Alters her zu einer Schatzkammer der Welt gemacht hat. Deshalb ließen sich jene die Grenzen gefallen, die ihnen die Natur mit den höchsten Bergen der Erde gegen Norden gezogen hatte, und versuchten nicht, sie zu überschreiten, um sich von dort her das zu holen, was ihnen nicht fehlte, oder die Meere zu durchschiffen, die es auf den andern Seiten umgeben. Das Land und das Volk darin bildeten von jeher ein abgeschlossenes Ganze, und das, was dieses vor andern Völkern Eigenthümliches hat, kann nur im Lande selbst entstanden sein, oder, wenn die Keime wo anders herkamen, doch nur darin so sich ausgebildet haben, wie es sich findet.

Wie im natürlichen Menschen Selbstsucht die Triebkraft seiner Handlungen ist, so ist sie es auch in einer Gesammtmasse von Menschen, in einem Staat. Sie zeigt sich im Streben nach einer dreifachen Macht, der des Wissens, der der Gewalt und der des Besitzes. Mit der Entstehung einer Niederlassung zeigte sich die Aufrichtung einer bürgerlichen Ordnung nothwendig, die in Theilung der gemeinschaftlichen Arbeit und Pflichten beruht und der sich ein jeder nach Geschick und Bedürfniß zu unterziehen hat. Diejenigen, welche mit der religiösen Ueberlieferung vertraut und der Gestirnkunde und anderer Wissenschaften mächtig waren, wandten ihre

Kenntniſſe zur Ordnung und Regierung des Gemeindelebens an; andere die ihnen verliehene phyſiſche Kraft und den Muth zum Schutz deſſelben; wieder andere ihr materielles Vermögen zur Verbeſſerung deſſelben durch Ackerbau und Handel; und diejenigen, die keine von dieſen drei Mächten beſaßen, mußten den andern als Arbeiter und Handwerker dienen.

So entſtanden naturgemäß ſchon frühzeitig unter den alten Kultur-Völkern die vier Stände der Gelehrten, der Krieger, der Ackerbauer und der Dienenden oder Gewerbtreibenden. Eine ſolche Ordnung iſt gut und Gott wohlgefällig. Sie iſt in der Natur der Dinge begründet. Soll aber dieſe Ordnung der Dinge nicht geſtört und ſollen obgenannte drei Mächte in einem Staat ſich nicht ſelbſt bekämpfend ruhig neben einander beſtehen, ſo müſſen ihnen durch Geſetze Schranken gezogen werden, damit einem jeden das Seine geſichert bleibe. Jede muß auch in gleichem Maaße geübt und bei Recht erhalten werden, ſonſt verliert ſich das Gleichgewicht, die eine oder die andere wird übermächtig, und die gute Ordnung wird verkehrt.

Manu, der Geſetzgeber, der von den Hindu ähnlich angeſehen wird, wie Moſes von den Juden, ſagt: „Um dieſes Univerſum im „Stand zu erhalten, theilte das höchſte, glorreiche Weſen, einem „jeden verſchiedne Pflichten zu, je nachdem er aus deſſen Mund, „Arm, Schenkeln oder Füßen hervorgegangen war.“ Der Mund bezeichnet die Gelehrten, Brahmanen, der Arm die Krieger: Kſhatrias, die Schenkel die Kaufleute und Beſitzer: Waiſias, und den Fuß die Dienenden: Sudras genannt. — An Eroberungen dachte das friedliche Volk der Hindu nicht; es hatte in ſich ſelbſt genug, und die Kſhatrias traten zurück; man bedurfte ihrer nicht zur Eroberung, vielleicht nicht einmal oft zur Vertheidigung. Eben ſo hatte das Volk keine Schifffahrt und wenig Verkehr nach Außen; der Handel konnte nicht gedeihen, weil der Beſuch fremder Länder durch denſelben Manu unterſagt war, und die Waiſias hatten vielleicht nie eine beſondere Klaſſe gebildet. Beide, Kſhatrias und Waiſias, beſtehen als beſondere Claſſen nicht mehr, und die Reſte verſchmolzen mit der vierten Klaſſe, den Sudras. Es wird behauptet, daß in der Kalijuga (der Zeitperiode, in der wir leben) „weder Kſhatrias noch Waiſias als eine beſondere Klaſſe exiſtiren und mit den Sudras

verschmolzen sind.“ Die Kalijuga der Hindu ist aber eine Zeitdauer, die gänzlich über die der Welt hinausreicht. Sie hat im 900ten Jahre der Welt ihren Anfang genommen, also zur Zeit, da Adam noch lebte, und dauert über 10,000 Jahre. — Die Klasse der Sudras gewann durch den Zuwachs und stieg. Die Brahmanen theilten sich mit ihr in den Besitz der andern, freilich nicht sehr unpartheiisch; denn Manu sagt: „Der Sudra, wenn er auch die Macht dazu hat, muß sich doch keine Reichthümer sammeln, denn ein dienstbarer Mann, der sich Schätze erwirbt, verursacht einem Brahmanen Schmerz.“ Wohin die Waage damals schon stark sich neigte, ist leicht ersichtlich. Es war aber nun folgerichtig, daß, nachdem die Sudras gestiegen waren oder ihre Macht vermehrt hatten, eine neue stünke, oder nach Untergang der beiden genannten, eine dritte Klasse sich bildete. Die Elemente dazu waren theils schon vorhanden in denjenigen Resten der Ureinwohner, die in den Gebirgen und Wäldern hausten und in den Verband der Gesellschaft noch nicht aufgenommen worden waren, oder aus derselben wieder ausgestoßen wurden. Manu nennt sie Schandalas, und so nennen die Brahmanen sie bis auf den heutigen Tag. Die Schandalas, von welchen dieser Name hergekommen zu sein scheint, sind noch ein von den Engländern kaum unterworfenes Volk, das in Wäldern und in Gebirgen lebt. Sonst werden die Kastenlosen gemeiniglich mit dem Namen Parias bezeichnet, den wir auch gebrauchen wollen. Und so finden sich jetzt in Indien diese drei Haupt-Klassen: Brahmanen, Sudras und Parias.

Der Unterschied zwischen diesen Klassen wird mit dem Wort „Kaste“ bezeichnet, das von den Portugiesen, die unter den Europäern zuerst Niederlassungen in Ostindien hatten, herkommt, und dasselbe ist, was das lateinische „casta“, also rein bedeutet. Das Wort Kaste sollte demnach nur von der Klasse der Brahmanen und Sudras gebraucht werden, denn diese nur machen auf Reinheit Anspruch, da die Parias die Unreinen, also die „Kastenlosen“ sind; doch wird das Wort schlechthin auch für die Klasse der Parias gebraucht.

Ein Gesetzbuch, wie das des Manu, konnte nur zu einer Zeit entstanden sein, da die andern Kasten der Einen gegenüber, die die Herrschaft behielt, schon im Sinken waren; denn es ist nicht denkbar,

wie bei einigem Gleichgewicht diese es geduldet hätten, daß die Brahmanen sich eine solche Macht beilegten, wie sie ihnen in jenem Buche beigelegt ist, wenn sie nicht auch schon theilweise wenigstens im Besitz derselben waren und sie zu behaupten die Mittel hatten. Zwar wurde in demselben auch den andern gleich berechtigten oder nach der Abstammung gleich reinen Kasten noch einige Ehre gegeben; aber doch das Gewicht ziemlich auf eine Seite gelegt. — Manu sagt:

„Die Brahmanen haben die Pflicht, die Weda zu lesen und zu lehren, zu opfern und andern im Opfer zu helfen; Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und Gaben zu empfangen, wenn sie arm sind."

„Der Kschatrias Pflicht ist es, das Volk zu vertheidigen, Almosen zu geben, die Weda zu lesen und den Reizungen der Sinnenlust zu widerstehen."

„Den Waisias ist es vorgeschrieben oder erlaubt, Viehheerden zu halten, zu opfern, heilige Schriften zu lesen, Handel zu treiben, Geld auszuleihen und den Boden zu bebauen."

„Eine Pflicht schreibt der höchste Regent dem Sudra zu, nämlich, den vorhergehenden Klassen zu dienen, ohne ihren Werth herunter zu setzen."

Wie lange noch die Kschatrias und Waisias ihre Privilegien genossen haben, wissen wir nicht. Sie durften die Weda lesen und selbst opfern, weshalb ihnen auch, gleich den Brahmanen, eine zweite Geburt, die sie bereits erlangt hätten, zugeschrieben wurde. Aber doch wurden ihnen sogleich die Flügel bedenklich beschnitten, denn, sagt Manu: „Kein König soll einen Brahmanen erschlagen, wenn er auch aller möglichen Verbrechen überführt ist." Und: „Kein größeres Verbrechen ist auf Erden bekannt, als einen Brahmanen erschlagen. Ein König muß deshalb nicht einmal den Gedanken fassen, einen Brahmanen zu erschlagen." Dadurch wurde die Person der Brahmanen unverletzlich. — Ferner sagt er: „Ein König, auch wenn er vor Mangel sterben sollte, muß keine Taxe nehmen von einem Brahmanen, der in den Wedas belesen ist", und: „Alles, was im Universum ist, ist in der That, wenn auch noch nicht der Form nach, der Reichthum des Brahmanen; denn er ist durch seine Erstgeburt und seine Geburtsvortrefflichkeit dazu berechtigt", und: „Ein

bösgesinnter Schurke, der sich verleiten läßt durch Habsucht, das Eigenthum der Götter oder Brahmanen anzutasten, soll in der andern Welt sich vom Mist, den Geier nähren." Damit war den Brahmanen auch das Recht zum allein Besitz der dritten Macht im Staate zugesprochen, und die ganze Eminenz ihres Adels von nichts als der fleischlichen Geburt abhängig gemacht. Kein Wunder deshalb, daß die Brahmanen mit dem allmähligen Verschwinden der beiden andern zweigebornen Kasten endlich den Gipfel erstiegen, den sie nur ersteigen konnten. Man sagt von ihnen, daß sie eine Incarnation des Dharma (Gottes der Gerechtigkeit) seien, und der gläubige Hindu wirft sich vor ihnen nieder, legt ihnen göttliche Namen, schreibt ihnen göttliche Eigenschaften zu und erweist ihnen göttliche Verehrung. Aber dies war noch nicht genug; denn die Brahmanen haben sich nicht allein zu Göttern gemacht, sondern sich noch über dieselben gesetzt, wie ein wohlbekannter Sanskrit-Vers berichtet:

„Unter den Göttern steht das All,
Sie aber unter des Mantrams *) Schall.
Ueber dem Mantrum stehn die Brahminen,
Sie sind die Götter, denen wir dienen."

Die Macht, die sich die Brahmanen errungen hatten, wußten sie sich auch zu sichern. Jedem mußte die Möglichkeit abgeschnitten werden sie aus ihrer Stellung zu verdrängen, selbst der Wunsch, sich zu ihnen zu erheben, mußte erstickt werden. Wissen kann sich nur in Verbindung mit Religion als eine Macht behaupten. Manu der Verfasser des Gesetzes wurde zur Gottheit gemacht, sein Gesetz wurde ein göttliches und ebenso das Institut der Kaste, welche es lehrt und befiehlt. Als solches gilt beides dem Hindu bis auf den heutigen Tag. Man hat versucht, die Kaste für ein rein bürgerliches Institut zu erklären, oder wenigstens eine bürgerliche und eine religiöse Seite derselben zu unterscheiden. Der Versuch wurde zuerst von europäischen Christen gemacht, um der heidnischen Kaste irgend eine Stellung im Christenthum anweisen zu können und ihr, wie sie ist, das christliche Bürgerrecht zu verschaffen. Aber der Hindu weiß von keinem solchen Unterschied und versucht ihn auch nicht zu

*) Mantrum heißt: Geheimnißvoller Zauberspruch.

machen. Jedes Geſetz ſeiner heiligen Bücher iſt ihm göttlich, ob es den äußern oder den innern Menſchen betrifft, und zwar conſequent mit Recht; wie bei dem Juden, dem das Geſetz, ſich des Schweinefleiſches zu enthalten, eben ſo heilig iſt, als das Gebot: „Du ſollſt keine andere Götter haben neben mir.“ Um die Macht des Wiſſens zu behaupten, mußte die Religion ausſchließlicher Beſitz der Brahmanen werden. Den Kſchatrias und Waiſias war es erlaubt, die Weda zu leſen und zu opfern. Dieſe Erlaubniß wurde ihnen genommen, als ſie mit den Sudras ſich vereinigten. Bis auf heute behaupten fünf Sudra-Gewerke (Linke-Hand-Kaſte), die auch den Ehrentitel Aſarier (Prieſter) führen und die Brahmaniſche Schnur, die Auszeichnung der Zweigebornen, tragen, daß die Brahmanen ihnen die Wedas geſtohlen hätten, „wie ein Dieb von einem Andern ein Juwel ſtiehlt.“ Den urſprünglichen Sudras war das Studium der Wedas geradezu verboten. Um ihnen die Luſt dazu ein für allemal zu vertreiben, wurde ein Geſetz gemacht und dieſes heißt: „Wenn ein Sudra die Wedas oder Puranas lieſt, ſoll man Margoſaöl heiß machen und in ſeinen Mund gießen, und wenn er ſie mit den Ohren hört, ſoll man kochendes Oel in ſein Ohr gießen, und wenn er die Verſe der Wedas recitirt, ſoll man ihn todt ſchlagen wie einen Hund oder eine Katze.“ (Dies zur Beachtung auch für diejenigen, die aus den Sudras gar zu gerne Edelleute machen wollten.) Obgleich derſelbe vom Beſitz der Wedas und deren Gebrauch und damit vom Hauptſtück der Religionsübung, vom Leſen derſelben ausgeſchloſſen iſt, ſo iſt ihm doch nicht verwehrt in ſeinem Hauſe anzubeten und die Todtenopfer zu bringen; aber er darf dabei keine Weda-Verſe recitiren. Es wird dies Anbeten und Opfern aber von den Brahmanen als Nachahmung bezeichnet und nachſichtlich geduldet.

Die Kluft zwiſchen Brahmanen und Sudra war nun geſchaffen, ſie mußte auch befeſtigt werden. Kaſtenvermiſchung wurde zum ſchwerſten Verbrechen gemacht. Zwiſchen-Heirathen wurden ſtrenge verboten. Zwiſchen den drei „zweigebornen“ Kaſten wurde nach Manu eine Vermiſchung nur dadurch geahndet, daß die Nachkommenſchaft nicht in die Kaſte des Vaters, ſondern in die eine Stufe niedriger geboren wurde. Mag dieſe Nachſicht davon herrühren, daß dieſe Kaſten Stammverwandte waren, was jedoch

bei Manu nicht mehr kenntlich hervortritt, dem Sudra würde sie nicht erwiesen. Verbindung mit ihm brachte Verderben. Manu sagt: „Derjenige Brahmane, der eine Sudra zu seiner Gefährtin und zur Concubine oder zum Weibe hat, soll von der Gesellschaft seiner Vorfahren und der Götter ausgeschlossen sein und in die Hölle Kâurava sinken.“ — Noch schlimmer ist es, sollte ein Sudra mit einem Brahmanen-Weib sich vergehen (denn von legitimer Heirath kann nicht die Rede sein), dessen Nachkommen werden „niedriger als er selbst,“ nämlich Schandalas und Pariahs, und „für dieses Verbrechen giebt es keine Sühne.“ Aber die Schuld eines Brahmanen, der eine ganze Nacht mit einer Pariah sich abgiebt, kann in drei Jahren durch Leben von Almosen und Hersagen der Gebetsformel „Gajatry“ gesühnt werden,“ und „Ein Mädchen von niederer Kaste, die einem Höhern Offerten macht, von der soll der König nicht die geringste Strafe nehmen; aber eine Höhere, die einen Geringern anredet, soll in ihrem Haus eingeschlossen werden.“ Wenn es schon heißt: „Für das Verbrechen eines Brahmanen, der von dem Speichel von den Lippen einer Sudra, oder von ihrem Athem verunreinigt wird, und der sogar ein Kind mit ihr zeugt, kennt das Gesetz keine Tilgung;“ ist natürlich an eheliche Verbindung eines Brahmanen mit einer Pariah nicht zu denken. — Ein Pariah ist gänzlich von aller Theilnahme an der Religion ausgeschlossen, weil er entweder schon durch die Geburt, oder auch den Verlust seiner Kaste ein Unreiner geworden ist; er ist insbesondere „excommunicirt von den Todtenopfer-Feierlichkeiten für die Verstorbenen und von denen für seine Väter.“ Deshalb heißt es: „Ein jeder Pariah sinkt unfehlbar zur Hölle.“ — Ganz so, wie sich der Brahmane zum Sudra stellte, so stellt sich dieser zum Pariah; Verbindung mit Pariahblut, das heißt eheliche, macht ihn zum Pariah.

Der Weg abwärts von einer höhern Kaste durch Misch-Heirath in eine niedere, der stand einem offen, wenn er alles verkehren wollte; der Weg von einer niedern in eine höhere keinem. Zwar sagt Manu, daß „wenn die Tochter von einem Brahmanen und einer Sudra sich wieder mit einem Brahmanen und so fort durch sieben Generationen verbindet, das Geschlecht endlich aus der niedersten Stufe zur höchsten gelangen könne.“ Aber abgesehen von

der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Falles, so ist er ja durch oben angeführten Spruch Manu's unmöglich gemacht.

Durch dieses Verbot der Nichtvermischung mit andern Kasten wurde die Bewahrung der Stammesreinheit höchstes Gesetz. Alle Vermischung wurde für unrein erklärt, und dem Brahmanen seine höchste Stellung gesichert und für seine Nachkommen erblich gemacht. Um auch jede Annäherung, die zwischen den Kasten hätte stattfinden können, zu verhindern, trat ein Verbot dazwischen, das dem des fleischlichen Vermischung wesentlich zu Hülfe kam, nämlich das der leiblichen Berührung. Distanzen wurden abgemessen, wie viele Schritte der Sudra vom Brahmanen, wie viele der Pariah von beiden sich entfernt halten mußte. Körperliche Berührung hat nicht den Ausschluß aus der Kaste zur Folge, aber sie verunreinigt. Natürlich wurde dadurch dem Brahmanen der Sudra, dem Sudra der Pariah unrein. Deshalb darf ein Sudra nur einen bestimmten Ort im Hause eines Brahmanen betreten, ein Pariah nicht einmal in die Straßen der Brahmanen, niemals in die Häuser dieser oder der Sudras kommen; eben so wenig geht einer zu ihm ein in sein Haus, oder auch nur in sein abgelegenes Dorf. Aber nicht allein die Körper werden durch Berührung verunreinigt, sondern auch die Sachen und durch diese wieder die Körper. Von Sachen sind es besonders Gefäße und solche Dinge, die, von dem Leib oder mit ihm in Berührung kommen, welche verunreinigen, vor allem aber Speise und Trank, die mit dem Innern des Körpers in Berührung kommen. Wenn deshalb einer von einem Geringern Speise und Trank genießt, so wird er sogleich durch und durch unrein, und solche Unreinigkeit kann nicht wieder entfernt werden. Es ist aber unter den Speisen der Unterschied, daß nicht die trockenen, sondern die flüssigen und nassen, die mit Wasser bereiteten und gekochten verunreinigen. Die Verunreinigung geschieht durchs Wasser. Das Wasser ist das fruchtbringende, ohne Zerstörung reinigende Element, das unter vielen Formen als Gottheit verehrt und durch Narajanen (der im Wasser feiernde"), das ist Wischnu, repäsentirt wird. Hier liegt also, wie sich auch sonst noch zeigen wird, der Kaste und ihren Gesetzen eine Idee heidnischer Naturreligion zu Grunde. Speisen der genannten Art nun, wenn sie mit einem andern unreinen Gegenstand, seien es Menschen oder Gefäße, in Berührung kommen, werden

nicht nur ſelbſt unrein, ſondern verunreinigen wieder. Irdene und hölzerne Gefäße, welch letztere aber der Hindu faſt nie gebraucht, werden unbrauchbar: metallene aber nicht. Dieſe hat die Habſucht klüglicher Weiſe ausgenommen; ſie können noch einer Reinigung durch Ausglühen im Feuer, das alles reinigt, unterworfen werden. Weil die Luft reine und unreine Gegenſtände berührt, und ſo in Verbindung bringt, ſo wird auch die Verunreinigung durch die Atmoſphäre fortgepflanzt. Z. B. von einem Haufen gekochten Reis, von welchem durch eine dritte reine Hand einem Geringeren draußen vor der Thüre gegeben worden iſt, darf ein Brahmane nicht mehr eſſen; und daher kommen auch die zwiſchen Brahmanen, Südras und Pariahs abgemeſſenen Diſtanzen.

Aeußere Verunreinigung des Körpers läßt ſich durch Waſchungen entfernen. Wer einen Pariah anrührt, ein Weib, wenn ſie ihre Zeit hat, oder einen wegen einer Todſünde Ausgeſtoßenen, ein neugeborenes Kind u. ſ. w. wird rein durch Waſchen, ſagt Manu; aber nicht ſo die innere. Es folgte daraus das dritte ſtrenge Verbot des Zuſammeneſſens. Der Genuß von Speiſe oder Trank aus der Hand eines Geringeren hat Ausſchluß aus der Kaſte zur Folge. „Sollte ein Brahmane die Speiſe von einem Pariah genießen, oder eine Gabe von ihnen annehmen, ſo verliert er ſeine Kaſte, wenn er es unwiſſentlich thut; thut er es aber wiſſentlich, ſo ſinkt er eben ſo tief als ſie“; das iſt unfehlbar und für immer zur unterſten Hölle. Dieß Geſetz iſt eben ſo ſtrikte als das der geſchlechtlichen Vermiſchung und verhindert noch mehr als dieſes alle freundliche und geſellige Annäherung der Kaſten unter einander. „Der verhungernde Bettler würde ſeine Kaſte verlieren, wenn er Speiſe von Einem aus niederer Kaſte oder gar von einem Kaſtenloſen genießen würde.“ Die Probe kann man in Indien täglich machen. „Einer, der verdurſtet, darf, um ſein Leben zu retten, nicht einmal das heilige Waſſer des Ganges von Einem niederer Kaſte empfangen.“

Anſpruch auf Reinheit kann alſo nur der Brahmane machen; ihm ſind alle andern unrein; er ſteht über allen. Den Südra macht es aber dem Pariah gegenüber nicht beſſer; er hält und behandelt ihn als unrein. Die Pariahs als eine Geſammtklaſſe konnten, auch wenn ſie wollten und wie ſie in manchen andern Dingen gethan haben,

hierin die höhern Stämme nicht nachahmen; denn es ist kein anderer unter ihnen, aber unter sich thun sie dasselbe. In ihnen mußte sich denn wie in einer Cloake alle Unreinigkeit accumuliren. Ein Pariah ist deshalb vom Himmel ausgeschlossen und auf Erden ausgestoßen. „Seine Wohnung muß außerhalb der Stadt sein; es soll kein ganzes Geschirr besitzen und sein einziges Vermögen in Hunden und Eseln bestehen.“ So will es der gültige Manu.

Auf die Zerklüftung in Kasten und strenge Sonderabtheilung derselben hat ein religiöses Element noch besonders mitgewirkt, das aber ebenfalls in der Selbstsucht wurzelt, nämlich der Glaube an eine Seelenwanderung. „Der Todte wird in seinem eigenen Weibe ein Embryo und wird zum zweiten Male hier unten geboren.“ Der Vater wird im Sohn wieder geboren, und der Sohn muß dem Vater durch die Todtenopfer in seinen weiteren Wanderungen forthelfen. Jeder Sohn soll für die Seelen seiner Eltern an jedem Neumond Karmantam (Todtenfeierlichkeiten) machen. Das Opfer dabei hat ein Brahmane zu bringen. Das kann er aber nur für die an der Religion Theilnehmenden. Für die Andern giebt es also keine Todtenopfer, kein Fortwandern zu einer bessern Stufe, und der Pariah sinkt deshalb mit seinen Vorfahren und Nachkommen „unfehlbar zur Hölle.“ — Für den Sudra, der an der Religion Theil hat, bringt der Brahmane Todtenopfer und läßt sich dafür bezahlen. Aber obgleich er die Opfer, die ein anderer bringt, nicht als gültig anerkennt, so ist doch der Glaube an dieselben so groß, daß Sudras, die entweder die Kosten an die Brahmanen nicht wenden wollen, oder mit ihnen zerfallen sind, sie selbst bringen. Sogar die Pariahs haben sie nachgemacht und bekennen damit einen Glauben an die Fortdauer ihrer Seelen nach dem Tode. — Die Kasten selbst sind Seelenwanderungsstationen in dieser Welt. Solche, die sie verlassen, sinken also aus ihrer Geburtsstufe herab, und deshalb auch muß die Stamm- und Geburtsreinheit bewahrt werden.

Die Selbstsucht, möchte man glauben, hätte durch die bereits gezeigte Zertrennung und den Sieg, den sie davon trug, ihr Ziel erreicht. Sollte sie aber in den getrennten Gliedern, gleichwie das Leben in den zerschnittenen Theilen eines Polypen, ihr Recht nicht geltend gemacht haben?

Die Brahmanen selbst sind in mehrere Unterklassen zerspalten,

von denen die eine höher und besser sein will, als die andere, die eine die andere haßt und verachtet; zwischen denen auch keine Zwischenheirath und kein Zusammenessen stattfindet, ja nicht einmal gegenseitiges Betreten der Häuser. Diese Spaltungen rühren vom Entstehen verschiedener philosophischer Systeme und Meinungen her; ob Gott und Materie verschieden oder Eins, oder Materie nur Gott ist; ob Siwa oder Wischnu den höchste Gott ist u. s. w. Es werden diese Brahmanischen Unterkasten, die sich feindselig entgegen stehen, vornehmlich fünf gezählt.

Der natürliche Stolz und die Nachahmungssucht haben auch die Sudras veranlaßt, den Versuch zu machen, sich einer über den andern zu erheben. Dieser Versuch wurde durch geschichtliche Ereignisse begünstigt, als z. B. die Vermischung der Waisias mit ihnen und den Panschaler, die noch heute behaupten, die ächten Brahmanen zu sein. So finden sich zuerst zwei Hauptabtheilungen unter ihnen, die „linke Hand" und die „rechte Hand" Kaste. Zur linken Hand-Kaste gehören die Panschaler (Künstlergewerbsmänner). Diese sind die Goldschmiede, Eisenschmiede, Zimmerleute, Steinhauer, Messingarbeiter, also alle diejenigen, die Götzenbilder machen, und sie mögen ursprünglich auch die Afarier (Priester) — welchen Titel, wie schon bemerkt wurde, sie noch heute führen, und worauf auch die Priesterschnur, die sie tragen, hinweist — gewesen sein. Wenn gleich sie ihre Ansprüche auf's Priesterthum, wie eine Petition von einigen unter ihnen an die Regierung in Madras vom Jahre 1840 ausweist, noch nicht aufgegeben haben, so werden sie doch nicht als solchen von den Brahmanen anerkannt. In dieser Petition schreiben sie die Trennung einer geschichtlichen Thatsache zu, die sich vor 500 — 600 Jahren zugetragen haben soll. Sie hat sich als eine der unheilvollsten für den Staat erwiesen; denn sie ist eine Quelle beständiger Streitigkeiten und Unfriedens wegen beanspruchter oder verweigerter Privilegien, und nur nicht selten die Veranlassung förmlicher Aufstände durch das Tragen eines Sonnenschirmes, Anziehen von Pantoffeln, Bauen eines Sonnendaches und dergl., von solchen, denen es nicht erlaubt ist. Uebrigens zerfallen beide, die linke und die rechte Hand-Kaste, wieder in Unterkasten, nach ihrer Beschäftigung, ihrer Abstammung und ihrem Wohnort. Solcher Kasten zählt man gegen siebenzig, unter denen theilweise Zwischen-Heirath

und Zusammenessen nicht stattfindet. Doch auch diese Kasten haben sich wieder in Familienzirkel abgeschlossen, und in ihnen erst hat die Spaltung ein Ende gefunden. Ein solcher Familienkreis ist dann wie zu einem untheilbaren Atom geworden, das in sich als ein Ganzes gegen alle Verwandtschaftsverbindungen nach Außen abgeschlossen ist. Heirathen geschehen meistentheils nur innerhalb derselben und die allermeisten Heirathen in Indien sind nun solche innerhalb der Familie, zum großen Nachtheil des physischen Gedeihens der Bevölkerung.

Nicht weniger als bei den Sudras wucherte auch bei den Pariahs Stolz und Selbstsucht fort. Auch diese Kastenlosen sind wieder in verschiedene Klassen zerfallen, von denen sich eine feiner und besser dünkt als die andere, die aber einander nicht so verachten und anfeinden als die Unterkasten der höheren Klassen, die auch gewöhnlich nicht Zwischen-Heirathen und Eßgemeinschaft machen, aber ohne große Schwierigkeit dazu zu bewegen sind, denn sie haben nicht viel zu verlieren.

Wie der Riß am alten Kleid immer weiter reißt und wie die Localkasten entstehen, zeigt folgender Vorfall, der sich im Jahre 1858 zutrug. Darüber berichtete der Regierungs-Commissär der Provinz Gujerat im Mai genannten Jahres an seine Regierung in Bombay Folgendes:

„Ein Vorfall, wohl der Beachtung werth, trug sich in voriger Woche hier zu, der einige Bemerkungen verlangt. In der alten aber noch wichtigen Stadt Hamäh trieb ein gewisser Kaufmann seinen Esel zur Arbeit in das Feld. Als er Abends mit dem beladenen Thier zurückkehrte, fiel es unterwegs nieder und starb. — Die Hindus in jener Stadt halten, daß wenn durch die Nachlässigkeit eines Menschen ein Lastthier umkommt, dieser eine Pilgerfahrt nach der Stadt Narainsay einige Meilen südlich von Luckpot unternehmen muß. Demgemäß wurde ihm, dem das Unglück begegnete, als er den Tod seines Esels erzählte, gesagt, daß wenn er sich nicht anderweit zu jener Pilgerfahrt aufmache, um sein Versehen zu sühnen, sie mit ihm weder essen noch trinken, noch irgend eine Gemeinschaft mit ihm haben wollten. Der arme Mann, welcher behauptete den Tod seines Esels nicht verschuldet zu haben, appellirte an das Panschajet (Fünfmänner-Gericht, so viel als ein Gemein-

benathy von Larkana und andere große Städte. Sie urtheilten, daß das Fünfmännergericht von Hamah falsch geurtheilt habe und der Mann ohne alle Schuld sei. Daraus entstand ein Rechtsstreit in der ganzen Gegend, der darin endete, daß alle Fünfmännergerichte der Städte von der Landschaft Kulka sich auf Seite des von Hamah schlugen, und diejenigen der Städte, in der Gegend des Sindus entlang, auf die Seite des von Larkana. Vergangene Woche erreichte der Streit seinen Gipfel, als das Fünfmännergericht von letzterer Stadt im Namen und Auftrag der kleineren Städte am Fluß eine Proclamation erließ, daß die Hindu dieser Städte weder eine Gemeinschaft noch einen Verkehr mit denen von Hamah, Shyli, Dherah und andern Städten des Kulka-Landes haben sollten. Diese Herausforderung wurde sogleich angenommen und eine Gegenerklärung bekannt gemacht, die allen Hindu des Kulka-Landes verbietet, mit den Städten in der Ebene des Sindus irgend einen Verkehr zu haben. Beabsichtigte Ehevebindungen wurden sofort abgebrochen, Geschäftsverbindungen aufgelöst, Handelsassociationen aufgehoben, und die Bande der Verwandtschaft gelten nicht mehr. — So sind über einen todten Esel zwei neue Kasten entstanden. Ein solcher Bruch heilt unter den Hindu nicht wieder!

Seine Kaste verliert, wie bemerkt, einer dadurch, daß er sich mit einer andern Kaste ehelich verbindet, Speise von oder mit Personen niederer Kaste genießt oder Unreines, als z. B. Kuhfleisch ißt. Die Folgen des Kastenverlustes sind: Abbruch alles Verkehrs mit einem Ausgestoßenen; Verweigerung von Wasser und Feuer, den ersten Nothwendigkeiten des Lebens; er wird von allen als unrein gemieden; er ist für die Seinen todt und die Seinen für ihn, deshalb wird er als ein Todter betrauert, auch wohl seine Figur oder sein Name verbrannt und die Asche mit Wehklagen hinausgetragen. Und weil er keinen Theil mehr an der Religion hat, fährt er stracks zur Hölle. Da sich nach dem Begriff der Hindu nirgends Kaste finden kann, als nur im Brahmanismus, so zieht öffentliches Lossagen von demselben auch den Verlust der Kaste nach sich.

Auch aus den Folgen des Verlustes der Kaste geht hervor, daß die Hindu keinen Unterschied zwischen religiöser und bürgerlicher Seite derselben kennen. In einem Memorial an die Regierung vom

Jahr 1845 behaupten sie selbst: „daß der Verlust der Kaste mit dem Lebensprincip der Hindureligion verbunden sei.“

Wiederaufnahme in die Kaste ist möglich, wenn auch sehr erschwert, sie ist bedingt durch Aufgeben aller eingegangenen Verbindungen, schwere Büßungen und schwere Bußen an Geld und Eigenthum. Die Möglichkeit der Wiederaufnahme wurde erst neuerer Zeit festgesetzt. Im Mai 1850 wurde in Calcutta in einer Versammlung von 300 der angesehensten und orthodoxen Eingebornen, unter welchen etwa hundert gelehrte Brahmanen waren, die Frage berathen, ob ein Apostat vom Brahmanismus (besonders ein solcher, der Christ geworden), wenn er zurückkehren wolle, durch eine Buße in Form einer Sühne könne wieder aufgenommen und zum Genuß aller seiner früheren Privilegien zugelassen werden? Nach langer Debatte wurde beschlossen, daß die Würde wilder Verlassung von einem Brahmanen durch vier Bußperioden im Leben gesühnt werden müsse. Die Periode einer Büßung seien 12 Jahre. Der Sünder müsse in dieser Zeit seine Heimath verlassen, so wie die Wohnorte anderer Menschen, und in einer Wildniß weit weg von Menschen sein Leben zubringen. Er müsse barfuß gehen, auf der Erde liegen, täglich dreimal baden und sich durch Betteln nähren, zu welchem Zwecke er sich einem Dorfe nähern könne. Ein Kshatria müsse diese Bußperiode dreimal, ein Waisia zweimal und ein Sudra einmal durchmachen. „Aber,“ sagte der Präsident der Versammlung, da diese Mühen mehr sind, als menschliche Natur zu tragen vermag, wenn auch nicht weiß, ob nicht einige darunter erliegen würden, so haben wir an deren Stelle eine mildere Buße gesetzt. Sie besteht nehmlich in der Darbringung einiger Hundert Kühe und einiger Scheffel Cawries (kleiner Muscheln, die als Geld dienen). Die Zahl und Quantität dieser Bußen soll von der Kaste festgesetzt werden, in die der Bußfertige Wiederaufnahme sucht.“

Aufnahme Fremder gestattet der Brahmanismus natürlich nicht, weil dessen Gliedschaft allein von der Geburt abhängig gemacht ist. Der Eintritt oder die Aufnahme in denselben kann also von keinem unter keiner Bedingung erlangt werden. Deshalb kann er sich auch über seine selbstgesteckten Grenzen nicht erweitern, und versucht auch nie Proselyten zu machen. Dies ist dem Missionar dem Brahmanismus gegenüber immer ein starker Beweis gegen seine Göttlichkeit

und Wahrhaftigkeit. Erst bei seiner völligen Ausbildung konnte diese Abgeschlossenheit eingetreten sein, und sie weist darauf hin, daß der Brahmanismus nur in Indien das geworden ist, was er ist, wenn auch die Keime zu dem System aus Chaldäa oder Persien, wie einige meinen, zuerst in der Form einer bürgerlichen Ordnung eingeführt worden sind. — Man erzählt ein Paar Anekdoten von einem Sohn eines Collectors und einem Juden-Maurer, die in die Brahmanenkaste erhoben worden sein sollten; aber bei Brahmanen sind sie Fabeln und sie sagen, es sei unmöglich, daß das geschehe, wie es denn nach dem bisher Gesagten auch ist.

Die Kaste hat es aber nicht allein mit der Gesonderthaltung der Stämme zu thun, sondern sie umschließt in diesen auch die Sitte. Jede Hauptkaste hat ihre allgemeinen, jede Unterkaste ihre besonderen Sitten, von der ersten Operation an der Nabelschnur an, ob diese mit einem Messer oder Bambusspan geschieht, bis hin zu den Ceremonien für die Abgeschiedenen; alles im Leben des Hindu, was dazwischen liegt, unterliegt dem Gesetz der Kaste. Und obgleich Uebertretung des Gesetzes, außer in den genannten Punkten, Ausschluß aus der Kaste nicht zur Folge hat, so hängt der Hindu doch aus Furcht, bei andern Anstoß zu erregen oder verspottet zu werden, aus Stolz auf seine Kaste, wenn sie ihm auch ein schweres Joch ist, und aus religiösem Aberglauben zähe an seiner Kastensitte, sei sie noch so schmutzig, unvernünftig, ungerecht, mörderisch und gottlos. Dahin gehören jene abscheulichen Gebräuche bei Gebärten und Krankheiten der Kinder, das Ausgeschlossensein des weiblichen Geschlechts von allem Unterricht, die unsittlichen Ceremonien beim Mannbarwerden der Jungfrauen, der ruinirende Aufwand bei Hochzeiten und das unnatürliche Aussetzen der Sterbenden. Dahin gehört auch das Mehria-Kinderopfer, der Töchtermord, früher das Verbrennen der Wittwen und noch das Verbot ihrer Wiederverheirathung und tausend andere Dinge. Fragt man die Hindu, warum thut ihr das und das, so erhält man jedesmal die Antwort: „Es ist so unsere Sitte, unsere Vorältern haben es so gemacht, unsere Kaste verlangt es so.“ Im Jahre 1854 stand eine Mutter von der Mhawar-Kaste vor dem Gerichtshof in Bombay und wurde, weil sie zwei ihrer Kinder hatte Hungers sterben lassen, zur Gefäng-

nißstrafe verurtheilt. Sie hatte, als sie gebar, eine Tochter mit sich auf dem Bette, die 3 Jahre alt war, und die sie so lange gesäugt hatte. Um diese, die die Blattern hatte, zu erhalten, ließ sie zwei andere ihren Kinden Hungers sterben. (Die Blattern werden als eine besondere Gunst der Göttin Mariamman angesehen.) Als Grund dieser Unthat gab sie an, daß es Sitte in ihrer Kaste sei, die Töchter nicht leben zu lassen, damit sie nicht gezwungen seien, sie in eine andere Kaste verheirathen zu müssen. Sitte existirt für den Hindu nur in Form der Kaste, mit der sie unauflöslich verbunden ist.

Gleich der Bibel und dem Koran für die christliche und muhamedanische Religion, werden die Wedas als die Grundlage für die brahmanische Religion angesehen. Aber weder sie noch ihr Inhalt sind dem Volke bekannt. Kein Sudra darf sie lesen, hören oder recitiren ohne Todsünde zu begehen; unter Tausenden von Brahmanen besitzt sie vielleicht nur einer und kann sie lesen. Unklare Begriffe von Pantheismus, Transmigration und Mährchen von einem Tritheismus haben sich unter dem Volk erhalten, auch Ceremoniendienst, dessen Symbolik wenige zu deuten wissen, mit dem krassesten Aberglauben, der alle Handlungen umsponnen hat. Aber das Wissen oder Halten dieser Dinge gilt jetzt bei den meisten als unwesentlich. Tausende geben sie auf, wann und wo es ihnen beliebt, ohne Nachtheil oder Furcht vor üblen Folgen. „Ob Brahmane oder Sudra, gleichviel, wenn einer ein Atheist ist, der da sagt: es sei kein Gott, so hat er keine Schuld; wenn einer ein Häretiker ist, der behauptet, Wedas und Schastras seien Lügen, so hat er keine Schuld; wenn einer die Götter lästert und die fünf Hauptverbrechen (Mord, Lüge, Diebstahl, Saufen und einen Priester schmähen) begeht, so hat er keine Schuld. Nur gegen das Kastengesetz darf er nichts thun; thut er etwas, so geht er unter. Achtet er sich für frei, forscht der Wahrheit nach, erfaßt sie, wohnt bei einem edlen Freund und ißt mit ihm, der begeht das Verbrechen der Verbrechen und wird excommunicirt. Aber in Bezug auf andere Sünden, „wenn sich ein Sudra gegen einen Brahmanen beugt, so gehen seine Sünden in das Feuer und werden verzehrt." Dieses Feuer soll „in des Brahmanen Hand wohnen", die er zum Segnen erhebt. Für den Hindu existirt daher auch Religion vornehmlich nur

im Beobachten der Kaste, sie ist sein Glaube wie seine Moral.

Die sittlichen Folgen der Kaste sind, daß durch sie alles Gefühl für Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe in den Herzen der Hindu erstickt ist, und bis zu welchem Grad, kann nur der fassen, der unter dem Volk lebt und es genau kennt. Sollten denn diese drei Himmelskinder mit solchen hergehohen Lügen in eines Menschen Brust wohnen können? „In der That", sagte der bekannte Abbé Dubois mit Recht, „die Inferiorität der Hindu-Brahmanen im Vergleich mit allen andern heidnischen Nationen in Betreff der Religion ist um so auffallender, da sie nicht fähig gewesen sind, zu unterscheiden, was Tugend ist, und was nicht, weil sie es für viel verdienstlicher halten, den Thieren zu dienen, als den Menschen. Ein frommer Brahmane, der sich's zur heiligen Pflicht macht, sein frugales Mahl mit Fischen, Schlangen, Affen und Raubvögeln zu theilen, sieht auf der andern Seite mit der größten Gleichgültigkeit einen elenden Unglücklichen vor seiner Thüre verhungern, ohne daß er daran denkt, ihm zu helfen. — Anstatt des Hauptgebotes christlicher Liebe: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" — könnte man sagen: der Brahmanen Hauptgebot ist: „Du sollst unvernünftiges Vieh lieben als dich selbst." — „Wer, sagt Manu, eine Kuh oder einen Brahmanen errettet, der sühnt das Verbrechen eines Priestermordes", und: „Wer tausend kleine Thiere mit Knochen (also Ratten und Mäuse) tödtet, der muß dieselbe Buße, wie für den Mord eines Subra thun." Sie haben das Wort Gottes Röm. 1, 23—26 in seiner ganzen Fülle wahr gemacht. Und gerade diejenigen, die die Wahrheit am meisten verkehrt haben, sind auch, wie es recht ist, am meisten in den Irrthum dahin gegeben worden und am tiefsten gesunken; denn in sittlicher Hinsicht stehen die Brahmanen als eine Klasse unter den Pariahs. In raffinirter Wollust und in Scheußlichkeiten, von denen die Pariahs schwerlich wissen, sind sie Meister; die größten Lügner und Schurken sind sie, die meisten Verbrechen werden von ihnen begangen. „Während der fünf Jahre, sagte Richter H... in B., da ich im Criminal-Gericht zu Calcutta das Präsidium führte, kam nie ein Mord oder ein anderes Verbrechen in meine Hände zur Untersuchung, bei welchem

nicht ein Brahmane der Schuldige oder Betheiligte war." — Die Kaste zerreißt die heiligsten Bande, nur um nicht selbst zerrissen zu werden, und erstickt auch die natürliche Liebe in dem Herzen der Eltern. Das zeigen die Mädchenmorde und auch Fälle wie dieser: Im Jahre 1858 wurde einem Mädchen von der Genau-Kaste in einem Hospital in Bangalore der Fuß abgenommen. Dies war gegen die Kaste. Sobald als die Eltern des Mädchens von der Operation hörten, verläugneten sie ihr Kind, und ihr Verlobter gab sie auf. Sie wurde dann von der Frau eines Missionars auf- und angenommen. Es giebt keine Handlung so grausam, zu der die Kaste einen Hindu nicht zwingt: sie macht ihn zum Stein gegen andere Menschen, zum Tiger gegen sein eigen Fleisch und Blut.

Das ist jetzt die sittliche Tendenz der Kaste. Läßt sich auch bei ihrem Entstehen ihr eine solche nicht ganz absprechen, so thut sie doch gerade das Gegentheil bewirkt; und dann hätte sie doch sollen zuerst beim Brahmanen ihre Früchte tragen. Was für welche sie getragen hat, ist bereits gezeigt worden. Für jene und für alle gilt aber jetzt diese Regel: „Alle Verbrechen darf ein Kastenmann gegen das sittliche Gesetz begehen, doch bleibt seine Kaste unverletzt", und damit seine Ehre und sein Ansehen. — Auch bei dem Pariah hat die Kaste ihre Frucht getragen. Nach tausendjährigem Druck, der allergrößten Ungerechtigkeit, die ihn nicht für einen gleichberechtigten Menschen oder Bruder, sondern als ein unreines Wesen anderer Art angesehen und behandelt hat, ist er moralisch denselben beinahe erlegen, fühlt seine Stellung nicht mehr und macht auch keine Anstrengung, aus derselben herauszukommen.

Vielleicht aber hat sie für das bürgerliche Wohlsein und Gedeihen mehr genützt?

Der Verband der Menschen zu einem Staat mit einer bürgerlichen Ordnung ist an und für sich eine gute, Gott wohlgefällige Anstalt. Aber damit darf das etwaige Böse, Ungerechte und Verderbliche in Gesetz und Sitte nicht gut geheißen werden. Die Kaste daher, schon wie sie sich bei Manu findet und noch viel mehr in ihrer jetzigen Ausbildung, ist eher eine Ordnung des Teufels als Gottes zu nennen; denn sie basirt sich auf die schändlichsten Lügen, daß einige Menschen Götter und andere geringer als die Thiere sind; daß nicht alle von Einem Blut herkommen, sondern verschiedene

Species sind; daß die Seelen wandern u. dgl. Nur unter Unkenntniß kann man es zuschreiben, wenn europäische Christen von „Gottgewolltem an der Kaste" reden; sonst lautet es wie eine Lästerung. — Den Baum erkennt man auch hierin an seinen Früchten. Trotz den Anmaßungen der Kaste sind die Hindu bald 1000 Jahre schon die Sclaven anderer Völker gewesen. 800 Jahre lang saßen Muhamedaner auf den meisten der vielen Thronen Indiens, und jetzt muß sich alles vor dem Scepter einer fremden Königin beugen. Das Volk hat die Kraft zur Selbstständigkeit verloren. Es kann wohl murren und meuchlings morden; aber es kann sich nicht frei machen. Selbstsucht lähmt es; es fehlt ihm der Geist der Einigkeit, und den Begriff von Vaterlandsliebe kennt es gar nicht. Die Kraft in ihm, die politisch noch etwas vermag, sind nicht die Hindu, sondern die Muhamedaner. — Jeglicher Fortschritt unter dem Volk, außer dem zum Bösen, hat nicht nur schon lange aufgehört, sondern, wie seine Productionen in Literatur und Kunst, den beiden vornehmsten Zeugen der Größe eines Volkes, darthun, große Rückschritte gemacht. Man glaubt, weil ein jeder Hindu in seinen Lebensberuf hineingeboren wird und in demselben bleiben muß, daß deshalb Kunst und Gewerbszweige sich besonders ausgebildet haben. Dieses ist aber nicht der Fall. Was erstere betrifft, so läßt sich in Wahrheit sagen, daß der Hindu nichts wahrhaft Schönes hervorgebracht hat, weil er keinen Sinn für Wahrheit hat. Fratzenhaft wie die Gebilde seiner Götter, sind auch die seiner Kunst. Was die andere betrifft, so hat er zu seinen Handarbeiten ungemein zarte Finger und eine seltsame Geduld und Ausdauer, die ihn vor andern Nationen befähigen, seine Arbeiten in ziemlicher Vollkommenheit zu liefern; auch trägt dazu bei, daß ein jeder schon von Kindesbeinen an zum Geschäft des Vaters angehalten wird. Einen Trieb aber zum Fortschritt duldet die Kaste nicht, weil sie nichts Neues duldet. Wie der Vater es gemacht hat, so macht es der Sohn. Wie das Volk vor Jahrhunderten gelebt, gegessen, getrunken und sich gekleidet hat, so lebt, ißt, trinkt und kleidet es sich heute noch. Deshalb besitzt das Volk die Gabe der Nachahmung in besonderem Grad; aber die Gabe der Erfindung scheint es fast gänzlich verloren zu haben. Weltweiser ist der Vater der Erfindungen; der mußte aber mit der Kaste aufhören. Das einzige Gute, was etwa von der

Kaste in dieser Beziehung gesagt werden kann, ist, daß sie vielen ihre Stellung in der Gesellschaft für immer gesichert hat; aber sie hat es auf Kosten anderer und zum eigenen Nachtheil derer gethan, denen sie diese Stellung anwies. Sie hat die Energie des Volkes erstickt und dazu der Gesellschaft ein Heer von faulen Bäuchen, heiligen Tagedieben, geweihten Bettlern und religiösen Vagabonden gegeben, die eben so wohl wie ihre Väter durch die Kaste dazu bestimmt, privilegirt und geheiligt sind. Dies ist der bürgerliche Nutzen der Kaste, sie ist auch darin ein Bann für die Gesellschaft.

Um des Zeugnisses willen rede hier auch noch ein anderer, ein deutscher Missionar aus dem Norden Indiens: „Das Kastenwesen, sagt er, ist darauf berechnet, das Glück des gesellschaftlichen Lebens zu zerstören und die edlen Gefühle der Nächstenliebe im Grund auszurotten. Wenn der Sohn des Kaufmanns ein Kaufmann werden muß, und der Sohn des Brahminen schon seiner Geburt nach zum Priester oder Gelehrten bestimmt ist, so wird die Menschheit stereotyp; Alles bleibt beim Alten; der Mensch wird ein Automat; seine Talente und Anlagen verrosten. Dies ist der Zustand des Hindu. Er ist in seinem Wesen gerade das, was seine Vorfahren vor 1000 Jahren waren. Das Kastenwesen hat ähnliche Wirkungen gehabt, wie der kleine Schuh bei den chinesischen Frauen, ihre Füße sind verkrüppelt und nicht mehr zum Gehen geschickt."

Um etwas zum Lobe der Kaste zu sagen, so ist sie für den Brahmanismus die einzig richtige und nothwendige Form. Ohne sie wäre es unmöglich gewesen, daß er das wurde, was er geworden ist. Brahmanismus und Kaste sind so innig verwandt, daß der eine nicht ohne die andere bestehen kann. Die Vedas mögen verloren gehen, oder von keinem mehr gelesen und verstanden werden; die heilige Sanskrit-Sprache mag von keinem mehr gelehrt und gelernt werden; die Opfer mögen aufhören und die Tempel zerfallen, und vielfach ist dies der Fall: dennoch bleibt der Brahmanismus, weil die Kaste bleibt. Sie ist zum schlechten Inhalt die beste Form. Zerbrich diese Form, und mit dem Inhalt ist es auch vorbei. Mit ihr hört der Brahmane auf Gott zu sein und der Pariah wird wieder Mensch. Das weiß der Hindu wohl, deßhalb wehrt er sich so um seine Kaste. Ueber alles kann man ihn angreifen, er trägt es; man kann seine Götter lästern, seine Vedas Lügen

ſtrafen, ſeine Ceremonien lächerlich machen, er ſchweigt oder lacht mit. Er läßt es ſich gefallen, daß man ihm das Wittwenverbrennen und Kindesopfern, das Schwingfeſt und Feuerlaufen und die Muſik bei ſeinen Leichenbegängniſſen verbietet, er murrt kaum darüber. Aber rühre die Kaſte an, ſo rührſt du ſeinen Augapfel, den Götzen ſeines Herzens an; „dann wird er wüthend wie zehn Furien und ſchrecklich wie die Hölle.“ — Form und Inhalt der Kaſte paſſen wohl zuſammen. Sie iſt das Gefäß für die größte Lüge, daß der Menſch Gott iſt; für den größten Unſinn, denn Kuhfleiſch eſſen verunreinigt für immer, aber Kuhurin mit Kuhmiſt u. ſ. w. trinken reinigt von allen Sünden; — für die größte Ungerechtigkeit, die Affen, Schlangen und Ochſen göttlich verehrt und für Ungeziefer Lazarethe baut, aber einen Menſchen nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen daneben verſchmachten läßt. Eine beſſere Seite läßt ſich der Kaſte kaum abgewinnen.

Stellt man einen Vergleich an, ſo muß man ſagen: es iſt der indiſchen Kaſte Gleiches weder in der Welt geweſen, noch darin zu finden. Die alten Prieſterſtaaten des Hamvolks, der Aethiopier, Chaldäer und der Perſer hatten auch ein Kaſteninſtitut. Aber unter jenen Völkern iſt es nicht das monſtröſe Uebel eines despotiſchen Hierarchismus geworden, weil unter jenen mehr kriegeriſchen Völkern die Kriegerkaſte der Prieſterkaſte die Stange hielt, ja ſie ſtürzte und die Hierokratie in eine Kriegerdespotie verwandelte. Die Kaſteneintheilung, wie ſie ſich urſprünglich bei jenen Völkern fand, iſt nicht zu verwerfen. Aber ſie iſt nirgends geblieben was ſie ſein ſollte; doch iſt ſie auch nirgends das geworden, was ſie in Indien wurde. Von der Kaſte der Egypter z. B. wiſſen wir aus der heiligen Schrift ziemlich ſicher, daß ſie von der Kaſte der Hindu ſehr weit verſchieden war. Abrahams Weib Sarah, das Weib eines Viehhirten, wird in Pharaos Haus gebracht und findet Gnade vor ſeinen Augen, obgleich Viehhirten den Aegyptern ein Gräuel waren. Der Sclave und Paria Joſeph wurde in Potiphars Haus aufgenommen und von ſeinem Herrn über ſein Haus und alle ſeine Güter geſetzt. Dieſer ebräiſche Jüngling wird zum Geheimen-Rath und Nächſten nach dem König gemacht und heirathet eine Prieſtertochter. Joſeph befahl „leget Brod auf, und man trug ihm beſonders auf und jenen auch beſonders und den Egyptern,

die mit ihm aßen, auch besonders; denn die Egypter dürfen nicht Brod essen mit den Ebräern, denn es ist ein Gräuel vor ihnen." Daraus geht hervor, daß die Egypter in seinem Hause und von seiner Speise gegessen haben; aber nicht mit ihm von einem Tisch. Etwas Aehnliches findet sich bei den Juden noch heutigen Tages; sie haben nichts dawider einzuwenden, von oder mit den Christen etwas zu essen, wenn sie nur sicher sind, daß nichts Unreines Messer, Gabel oder Töpfe berührt hat. Solcher Weise war auch die Absonderung der Egypter von den Ebräern. Herodot giebt den Grund an: „Die Isis wird mit Kuhhörnern abgebildet, und so verehren alle Egypter die Kühe bei weitem mehr als die Schafe. Deshalb würde nie ein Egypter oder eine Egypterin einen Griechen auf den Mund küssen, oder des Messers eines Griechen sich bedienen, noch eines Bratspießes, noch eines Beckens, noch wird er von dem Fleische einer reinen Kuh, das mit einem griechischen Messer zerschnitten worden ist, kosten." — Ferner erzählt uns die heilige Geschichte, daß Pharao dem Joseph seinen Ring an den Finger gab; Josephs Brüder dem Pharao vorgestellt wurden; der alte Jakob den Pharao segnet; die egyptischen Aerzte den Leichnam Jakobs salben, und der ganze Hof der Leiche das Trauergeleite giebt. Dies alles ist geschehen, obgleich den Egyptern „die Viehhirten ein Gräuel" waren. Wie ganz verschieden ist doch dies von der Kaste in Indien, wo die Behandlung eines Fremdlings in solcher Weise eine Unmöglichkeit ist, wenn auch, wie einige von Egypten vermuthen, Hittenkönigs daselbst regiert haben sollten. — 400 Jahre später war es nicht viel anders; die Königstochter nimmt ein Knäblein der Ebräer, die nun nicht mehr geehrt und geachtet waren wie zuvor, sondern gedrückt und verachtet, als „ihren Sohn" bei sich im Hause auf. Moses, der Hirte aus der Wüste, tritt kühn vor Pharao, und die Israeliten fordern und erhalten von den Egyptern köstliche Gefäße. — Ob außer den verachteten Viehhirten noch eine Klasse verachteten Pariahs vorhanden war, ist nicht gesagt. Einige halten dafür, das Pöbelvolk, das mit den Israeliten auszog, seien solche gewesen. Wenn in Egypten wie in Indien Kuhfleischessen zum Pariah machte, dann war zwischen beiden in den Augen der Egypter kein Unterschied. Nach indischer Analogie würde jenes Pöbelvolk vielmehr das so häufig herumziehende Gesindel aller Art, Bubmashes

genannt, sein, das auch in dem großen Aufruhr 1857 eine Rolle spielte.

Unter den Israeliten und später unter den Juden finden sich auch einige Merkmale der Kaste, als: erbliches Priesterthum, Sonderhaltung der 12 Stämme durch besondere Wohnsitze und Verbleiben des Grundbesitzes bei einer Familie. Aber Mischheirathen waren erlaubt; Mose selbst nahm eine Mohrin zum Weibe; eben so wenig das Essen mit andern, und das Berühren anderer, außer solchen, die sich nach dem Gesetz verunreinigt hatten, durchs Gesetz verboten. — Später wurde es durch pharisäische Satzungen anders. Petrus sagt: „Ihr wisset, wie es ein ungewohntes Ding ist einem jüdischen Manne, sich zu thun oder zu kommen zu einem Fremdling“; und von den Brüdern in Jerusalem wurde ihm vorgeworfen: „Du bist eingegangen zu den Männern, die Vorhaut haben und hast mit ihnen gegessen.“ Nicht aber die Glieder, auch nicht der geringsten des eigenen Volkes, hielten die Juden für unrein, sondern die Heiden, und deshalb aßen sie nicht mit diesen. Alle Glaubensgenossen, auch die Proselyten aus den Heiden, waren, nach der Beschneidung gleich rein und hatten mit den andern gleiches Recht. Es liegt daher hierin auch nicht von ferne eine Gleiche mit der Kaste der Hindu.

Unter den Christen war die Kaste durch das Wort: „Was Gott gereinigt hat, das mache du nicht gemein“ für immer verboten. Da sie sich aber in Indien auch unter sie eingeschlichen hat, so suchte man, um ihr Raum zu gestatten, sie als eine Rangordnung darzustellen. Nach dem bereits Gesagten ist es klar, daß Kaste und Rang, wie es unter uns ist, ganz verschiedene Dinge sind. Die höchsten Stellen im Rang, selbst den Adel, sogar den erblichen, kann sich einer erwerben, wenn er auch im niedrigsten Range geboren worden ist; die Kaste aber nie. Von dem Adel erwartet man diejenigen Tugenden und Eigenschaften, die ihn vor andern auszeichnen; bei der Kaste wird darauf keine Rücksicht genommen. Wenn der Adel sich auch gegen andere abschließt und sich in seinen Cirkeln hält, so ist ihm weder Heirath noch Eßgemeinschaft mit Geringeren verboten; im Gegentheil, an großen Herren rühmt man es, wenn sich einer zu den Geringen dann und wann herabläßt, oder sie zu sich erhebt; es befestigt dies eher seinen Rang, als daß es ihm denselben, wie die Kaste ihnen würde, raubt. Den Begriff von „unrein

oder gemein", der die Grundidee der Kaste ist, findet dabei gar keine Statt. — Zwischen dem Bürger- und Bauernstand vollends findet Zwischen-Heirath, Eßgemeinschaft und Freundschaft nach dem Belieben eines jeden Statt.

Absurd ist es, wie einer versucht hat, die Sudras gar zu Edelleuten machen zu wollen. Den Brahmanen, Kshatrias und sogar den Waisias, wenn letztere ihre Abstammung durch 16 Ahnen nachweisen konnten, wollen wir den Anspruch auf den höchsten Adel nicht streitig machen; aber woher die Sudras ihn haben sollen, ist schwer zu begreifen. Wir wollen Manu darüber hören, der es besser wissen muß, als andere. Er nennt sie immer „Sevaile" und sagt: „Ein Sudra, obgleich er von seinem Herrn emancipirt wird, wird nicht frei vom Stande der Knechtschaft; denn von einem Stande, der ihm natürlich ist, wer will ihn frei machen!" und: „Einem Brahmanen dienen ist das beste Werk eines Sudra; was immer er sonst thun mag, wird ihm vergleichungsweise wenig helfen"; ferner: „Ein Brahmane mag ohne Bedenken, wenn er wegen Unterhalt in Noth ist, die Güter seines Sudrasclaven sich aneignen; denn weil jener Sclave kein Eigenthum haben kann, so mag sein Herr seine Güter nehmen." — „Ein Brahmane soll nicht einmal in zeitlichen Dingen einem Sudra Rath geben." — „Wenn ein Brahmane absichtlich eine Katze tödtet, oder ein Ichneumon, so muß er die für den Mord eines Sudra ähnliche Buße thun" u. s. w. — Wo bleibt da der Adel des Sudras?

Aus demselben Grund, aus dem man den Sudra hat adeln wollen, hat man auch versucht den Pariah zum Sclaven zu machen und die unwürdige Stellung, die er unter einigen Christen in Indien einnimmt, mit der Duldung der Sclaverei in den ersten Zeiten des neuen Bundes zu beschönigen. Schon in der Natur der Kaste liegt es, daß ein Pariah kein Sclave des Sudra und des Brahmanen sein kann; denn er soll aus der Gesellschaft dieser ausgestoßen sein, soll sich fern halten, soll nicht in ihren Städten und Dörfern wohnen, noch weniger ihre Häuser betreten. Sclaverei besteht in der Leibeigenschaft. Sudras könnten Sclaven der Brahmanen sein, und sie können auch gewisse Räume in deren Häusern betreten. Der Pariah aber weiß von Leibeigenschaft nichts; so wenig als die

Shandalas, Bheels und noch andere freie Stämme, die den Pariahs gleich geachtet sind. Er ist in Indien so gut ein freier Mann, wie jeder andere. Da aber die Pariahs das Feld für Brahmanen und Sudras bauen, so stehen sie zu ihren Brodherren in einem ähnlichen Verhältnisse, wie in einigen Gegenden Deutschlands solche Tagelöhner, die permanent auf dem Grund ihres Brodherren wohnen und für ihre Arbeit für sich und die Ihrigen Unterhalt empfangen; oder auch wie in Irland die Unterpächter, die ein Stück Land von einem Pächter für sich cultiviren und dafür an ihn Rent bezahlen. Pariahs, die also Land von einer Pagode oder einem Landbesitzer eine Reihe von Jahren cultivirt haben, können nicht von demselben vertrieben werden, so lange sie von dem Land die bestimmte Abgabe geben, wenn sie auch sonst dem Besitzer nicht den geringsten Dienst leisten. Ein jeder Pariah kann zu jeder Zeit hinziehen, wohin es ihm beliebt, ohne von seinem Brodherrn oder von der Regierung Erlaubniß erbitten zu müssen; und sie thun es oft zum großen Leidwesen der ersteren. Diese, um sie zu halten, leihen ihnen Geld, richten ihnen die Hochzeiten aus, und suchen sie auf andere Weise zu Schuldnern zu machen, damit sie doch das Recht an sie haben, das jeder Gläubiger an seinen Schuldner hat; und dann können sie dieselben zur Abtragung ihrer Schuld nicht anders zwingen, als wie jeder andere Gläubiger seinen Schuldner, auf dem gesetzlichen Wege. Vom Januar bis Juni 1858 sind in Madras allein 6000 Cülies, von welchen die meisten Pariahs sind, nach Mauritius und Colombo zu Schiffe gegangen, um dort besseren Lohn zu erhalten, und 2000 mehr warteten damals an jenem Ort allein auf Schiffe. Dazu bedarf es keines Passes und keiner obrigkeitlichen Erlaubniß, viel weniger die eines Brodherrn. Neuester Zeit ist zur Verhütung alles Zwanges von Seiten der Agenten, die solche Arbeiter werben, die Verordnung erlassen worden, daß jeder, der auswandern will, vor einer Magistratsperson zu erscheinen und zu erklären hat, daß er freiwillig auswandere.

Es bleibt uns noch zu betrachten übrig, ob etwas und was, außer den Bestrebungen durch das Christenthum, in Indien gegen die Kaste geschehen ist.

Man sagt: „Absolute Heiligkeit kann nicht befleckt werden.“ Diesem Grundsatz gemäß giebt es in Indien außer den Brahmanen

einige religiöse Klassen von Leuten, die sich vom Brahmanismus nicht getrennt haben, aber, weil sie sich solcher absoluter unbefleckbarer Heiligkeit rühmen, über der Kaste stehen. Solche sind die Sanjasis, Yogis, Agoris und andere. Ihnen ist alle Materie Modification des einen Stoffes, der Gott ist, und deßhalb können sie alles genießen, von wem es auch kommt. Sie treiben aber die absolute Heiligkeit auf die Spitze und die Agoris z. B. sollen sich deshalb mit Menschenkoth beschmieren und ihn sogar auch verschlingen! — Die Sakhis bilden zu diesen ein Gegenstück, sie halten ihre scheußlichen Orgien bei Nacht, beten ein nacktes Weib an, besaufen sich an Branntwein und begehen dann unter sich ohne Rücksicht auf die Kaste und Ehe die schändlichsten Gräuel.

Alle Secten, die sich vom Brahmanismus getrennt haben und vornehmlich diejenigen, die ihm feindlich gegenüber treten, haben die Kaste entweder ganz oder theilweise je nach dem Maß ihrer Entfernung von demselben aufgegeben. Voran steht der Buddhismus, der die Grundlagen der Brahmanischen Herrschaft dadurch angriff, daß er alle Menschen aus allen Kasten ohne Unterschied aufnahm und ihnen den Rang nach Alter und Würden in der Versammlung zutheilte. In Birmah, China, Ceylon, wo er jetzt seine Anhänger hat, findet deshalb ein jeder Fremdling in jedem Hause ein gastfreundlich Unterkommen, Speise und Trank. Dies ist auch nicht ohne Einfluß auf die im Norden Ceylons lebenden tamulischen Heiden brahmanischer Religion gewesen, indem diese mit solchen, die aus ihrer Mitte Christen werden, die Tischgemeinschaft nicht abbrechen, wie dies in Südindien der Fall ist. Außer den Buddhisten haben die Jainas, die Bhaktis und andere mit dem Brahmanismus die Kaste abgeworfen, und nehmen von allen Kasten oder Klassen Convertiten in ihre Mitte auf. Von letzteren zählt man in Bengalen und Mittelindien gegen 8 Millionen.

Nicht allein aber ganze Secten, sondern viele einzelne Anhänger des Brahmanismus haben die Kaste, wenn auch nicht formell und öffentlich, doch in der That und im Geheimen abgeworfen. Das aufgeklärte „junge Indien" und viele Alte aus der Brahmanenkaste lassen sich Wein, Bier und Branntwein nicht allein, sondern auch europäische Leckerbissen, die der Handel dahin bringt, neben den im Lande erzeugten Schaafen, Hühnern u. s. w. trefflich schmecken,

wie mancher Kaufmann und Schlächter ohne Umstände bezeugt und die Brahmanen selbst aussagen. Sie verschmähen auch Pariahweiber nicht. Am 21. Juli 1858 wurde in Calcutta ein Proceß entschieden. Die Klägerin war eine Pariahfrau, die die Kosten zur Führung des Processes durch eine Subscription unter den Leuten ihrer Kaste erhalten hatte. Die Beklagten waren Brahmanen; einer aber nur konnte ergriffen werden; die andern hatten sich aus dem Staube gemacht. Dieser einer wurde zu 14jähriger Transportation verurtheilt, weil er dem Weibe mit seinen Genossen unter Umständen von besonderer Bestialität Gewalt angethan hatte.

Andere selbst unter den Brahmanen wünschen aus besseren Gründen eine freiere Stellung gegen die Kaste; theils weil sie das Drückende und Hemmende derselben fühlen, theils weil sie von der Ungerechtigkeit und Schädlichkeit des Instituts überzeugt sind, und haben sich in Schriften und Versammlungen dagegen ausgesprochen. Im Jahr 1857 wurde in Madras eine solche von Eingebornen angestellt und darin berathen, ob die Kaste abzuschaffen sei, oder was sonst dagegen geschehen könne. Solche kümmern sich um ihre Kaste nicht, so lange sie nur nicht in den Geruch kommen, daß sie dieselbe gebrochen haben. Würden andere den Anfang machen, so würde ihnen das Folgen nicht schwer werden. Das ist aber die schwache und zu bedauernde Seite des Hindu, daß wenn er auch von dem Recht oder Unrecht einer Sache überzeugt ist, er doch nicht die moralische Kraft hat danach zu handeln. Besonders allein zu handeln fehlt ihm aller Muth. Diese Nichtachtung der Kaste aber verbreitet sich allmählich weiter und geht vornehmlich von denen aus, die unter europäischem Einfluß stehen und von Europäern unterrichtet werden.

Von der im September 1858 zu Grabe gegangenen Regierung, der ostindischen Compagnie, ist wenig mit, viel ohne ihren Willen gegen die Kaste geschehen. Sie pflegte dieselbe. Der Brahmane wurde überall vorgezogen und in alle Würden gesetzt. Einem Pariah war es nicht einmal erlaubt, in ein Gerichtszimmer zu treten, in dem ein Brahmane saß. In Bengalen besonders war das Militair meist aus Brahmanen und andern hohen Kasten zusammengesetzt, und man nahm sich sehr in Acht, die Kaste auch nur mit einem Finger anzurühren. Durch die öffentliche Meinung der Eng-

länder, in Indien und in ihrem Mutterlande und die entschiedenen Forderungen des christlichen Publicums wurde die Regierung gezwungen, indirect gegen die Kaste zu handeln. Weil aber Religion, Sitte und Kaste unzertrennlich verbunden sind, so war der Angriff auf die eine auch ein Angriff auf die andere: so das Verbot der Wittwenverbrennung 1829; das Verbot der Meriah-Opfer, sowie alles religiösen Mordes; die Erlassung des „lex loci“ 1850, welches heißt: „Soviel von irgend einem Gesetz oder Brauch nun in Kraft ist innerhalb der Territorien unter Botmäßigkeit der Regierung der Ostindischen Compagnie, das irgend einer Person Verlust der Rechte des Eigenthums auferlegt, oder in irgend einer Weise irgend ein Recht der Erbschaft beeinträchtigt, wegen Aufgebung oder wegen Excommunicirt-Werdens von der Gemeinschaft der Religion oder des Verlustig-Werdens der Kaste, sei es Mann oder Weib, — soll aufhören als ein Gesetz in den Gerichtshöfen der ostindischen Compagnie, und in den Gerichtshöfen, welche innerhalb der genannten Territorien, ferner in Kraft zu sein.“ Ein Hindu, der seine Religion, oder Kaste aufgiebt, verliert also hinfort weder Eigenthums- noch Erbschafts- noch ein anderes Civil-Recht. Dies Gesetz ist für die Kaste ein harter Schlag. Einen noch härteren erhielt sie durch das Gesetz, das alle bürgerlich gleich stellt, seien sie von welcher Kaste, oder Religion, oder Farbe sie wollen. Dieses Gesetz wurde auch von der neuen Regierung in einer Proclamation vom 1. Nov. 1858 bestätigt und ist der Todesstoß der Kaste. Es lautet die betreffende Stelle: „Alle sollen in gleicher Weise den gleichen und unpartheiischen Schutz des Gesetzes genießen.“ — „Es ist unser ferneres Wille, daß, so weit es sein kann, unsere Unterthanen, von welcher Race oder welchem Glauben sie sein mögen, frei und unpartheiisch in unserem Dienst zugelassen werden zu denjenigen Aemtern, deren Pflichten sie durch Erziehung, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit gehörig zu erfüllen im Stande sind.“ — Ein guter Anfang von der bürgerlichen Gleichstellung und Gleichberechtigung ist schon früher gemacht. Die öffentlichen Unterrichtsanstalten stehen dem Pariah sowohl offen als dem Brahmanen, und werden von ersterem auch benutzt. Die Brahmanenjünglinge müssen sichs gefallen lassen, daß ein Pariahjunge neben oder über ihnen sitzt. In öffentlichen Aemtern ist es eben so. In C. — — — wurde im

Juni 1858 ein Pariah als erster Schreiber im ersten Gerichtshof eingeführt. Brahmanen müssen sichs gefallen lassen, von ihm vernommen zu werden und unter ihm zu arbeiten. — Ein Richter bei M. — ein Eurasier (Abkömmling von Europäer und Hindu) fand bei seinem Amtsantritt, daß keinem Pariah erlaubt worden war, in den Gerichtssaal, dessen Bänke nur von Brahmanen besetzt waren, zu treten; die Verhandlungen mit den Pariahs draußen vor der Thür wurden immer durch einen Gerichtsdiener geführt, der auf der Schwelle stand. Allein nach dem Gesetz, welches alle bürgerlich gleich stellt, rief der Richter den ersten Pariah, der vor die Schranken kam, hinein. Alle Brahmanen erhoben sich und dachten den Gerichtssaal zu verlassen. Da aber der Richter seinem Gesetz gemäß handelte, und eine Appellation gegen sein Verfahren natürlich zurückgewiesen wurde, waren die Brahmanen froh, ihre Stelle wieder einnehmen zu dürfen. Fälle wie dieser, der sich schon vor einigen Jahren zutrug, können jetzt kaum mehr vorkommen, da der Brahmanenstolz sich der Nothwendigkeit schon ohne Widerspruch hat fügen gelernt. — Trotz der beanspruchten Heiligkeit ihrer Person werden Verbrecher unter den Brahmanen ebensowohl gefangen gesetzt, wansportirt, zur Arbeit an den Straßen verurtheilt, oder gehangen gleich den andern; und mancher Brahmine mußte sichs gefallen lassen, daß ihm ein Pariah den letzten Dienst erwies. Unter diesen giebt es nun von Europäern gebildete geschickte Aerzte, die von den Brahmanen gar gern in ihre Häuser gelassen werden, wenn sie Lust haben zu kommen. Auch unter dem Militär nehmen sie ehrenvolle Posten ein, und sind fast in jeder Hinsicht *den andern Kasten bürgerlich ganz gleich gestellt worden.*

Der jüngste blutige Aufruhr in Indien hat Manchem über das Wesen der Kaste die Augen vollends geöffnet. In Bengalen wurde ihr von den Engländern auf unsinnige Weise geschmeichelt, und dadurch ein übermüthiger Geist unter den Truppen gepflegt, der sich einige Jahre hindurch bei mehreren Gelegenheiten als ein meuterischer zeigte und endlich in offenen Aufruhr ausbrach. In der Madras-Präsidentschaft, wo unter dem Militär auf Kaste nicht Rücksicht genommen wird, zeigte sich unter den Truppen nicht nur keine Theilnahme an dem Aufruhr, sondern sie halfen am meisten ihn zu bekämpfen. — Es ist jetzt in Indien darüber nur Eine Stimme,

daß die Kaste für die jetzige Staatseinrichtung ein gefährliches und alle Civilisation hemmendes Uebel sei, dem man mit allem Ernst entgegen wirken müsse, und dazu wird auch die Presse fleißig benutzt. Aus einer Reihe von Briefen, die in einem politischen viel gelesenen Blatt erschienen und an die Hindu gerichtet sind, entnehmen wir folgende Stelle als ein Zeugniß:

„Wenn ihr No. 2 (meines Schreibens) bei euch habt, so sehet, gefällt es euch, die letzte Seite an. Ich erlaubte mir dort zu behaupten, daß wenn Gewohnheiten nutzlos werden und Ansichten veraltet sind, man sie selbst beseitigt; und daß ihr nicht zu befürchten habt, daß die Europäer die Veränderungen, welche nun in der intellectuellen und socialen Beschaffenheit des Volks sichtbar werden, zu sehr beschleunigen werden. Diese Veränderungen entstehen natürlich durch die Einführung neuer Ideen aus dem Westen, und solcher die Handel und Wandel betreffen, so daß diejenigen, die leben und forkkommen wollen, sie annehmen müssen. — In Madras sind die Brahmanen und Pariahs Collegen in derselben Amtsstube, Gelehrte von einem Schlag, Gefährten in demselben Coupee eines Eisenbahnwagens. In den Provinzen hingegen kann ein Mann, der keine Kaste hat, nicht in demselben Ort mit seinem Obern leben. Die Unterschiede und Sonderungen der Kaste sind widersinnig, und der unterrichtete Hindu geht von Verehrung derselben bald zur Vernichtung über. Obgleich nun Kaste aufgehört hat, ein politisches, commercielles und bei einer großen Zahl von euch, religiöses Institut zu sein; so ist ihre Gewalt doch noch oben auf in eurem geselligen und häuslichen Leben. Oeffentlich verneint ihr sie, lacht über sie; aber privatim verheimlicht ihr eure Ueberzeugung. — Gleich Seidenraupen, geht jeder von euch in eine Ecke und aus Gewohnheit, die ihm zur andern Natur geworden ist, spinnt ihr unzählige Fäden, von einem Ende eures Leibes bis zum andern, vom Handgelenke bis zum Handgelenke, von Nase und Kinn durch Finger und Zehen, bis der ganze Mann durch unzählige Bande eingeschnürt ist, die zwar dem, der sie berührt und sieht, sanft und weich erscheinen wie Seide, aber eiserne Ringe sind für die Puppe, die darinnen liegt. — Kein Fremder darf sich euch nahen, bis ihr aus eurer Hülle herauskommt, und dann fliegt ihr weg zu eurem Bureau, eurem Collegium oder Kaufladen,

laßt Euch auf alles nieder, das Gewinn verspricht, und verliert den Hindu im Weltmann!"

Nicht allein aber in Mádras und den andern Präsidenzstädten, sondern überall, wo sich europäischer Einfluß besonders durch Unterricht geltend macht, kann man Gleiches wahrnehmen. Bürgerliche Vorrechte gibt die Kaste nicht mehr; die Macht des Wissens ist nicht mehr ausschließlicher Besitz der Brahmanen, und damit ist der falschen Religion und der Kaste die Stütze genommen.

Die Brahmanen sinken als eine Klasse sichtbar; und in demselben Maße, wie diese sinken, sieht man die andern steigen. Die Kaste ist in ihren Grundfesten angegriffen und erschüttert; es bedarf nur der Zeit und des bisherigen Fortschrittes, und die Weissagung eines der alten Propheten des Volkes, die sich in dessen Munde findet und wodurch es seinen wankenden Glauben an den Fortbestand der Kaste bekennt, wird sich erfüllen. Wyasadewen sang:

„Einst wird kommen die Zeit, daß alle friedlich vereinet
Sitzen zusammen beim Mahl mit einem gereinigten Herzen.
Seine Wedas wird dann der weise Brahmane verkaufen;
Seine Erkenntniß wird mit der Tage Alter vergehen.
Keiner wird ferner sich müh'n um der Väter veralteten Glauben,
Alle werden verlassen die Unterschiede der Kaste;
Auch für den Ehestand nicht wird man sie ferner beachten,
Alle werden zusammt wie Eine Heerde sich einen.
Wenn verronnen wie Sand sind zehn mal Tausend der Jahre,
Wird sich enden die Zeit, die Kali Jüga geheißen!"

II. Kapitel.

Die Geſchichte der Kaſte in der däniſchen Miſſion von deren Anfang an bis zu deren Uebernahme von der Leipziger Miſſionsgeſellſchaft.

Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Chriſti nennt. 2. Tim. 2, 19.

Aber ich habe wider dich, daß du die erſte Liebe verläſſeſt. Off. 2, 4.

Nachdem wir das Weſen der Kaſte im Allgemeinen beleuchtet haben, wird es dem chriſtlichen Leſer ſchwer werden, ſie mit dem Chriſtenthum in Einklang zu bringen und für ſie eine Stelle in der Gemeinſchaft der Heiligen zu finden, denn ſie iſt ein Syſtem der Ungerechtigkeit; aber „es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Chriſti nennt.“ Ein rechtſchaffener Chriſt, in dem der Geiſt Gottes ſein Werk hat, der im Kampf mit der Sünde nach Erkenntniß und Heiligung ringt, läßt ſich kaum mit der Kaſte befreundet denken oder gar als ihr Vertheidiger, und doch hat ſie nicht nur einen Ort an heiliger Stätte und in der Gemeinſchaft der Heiligen gefunden, ſondern auch ihre Vertheidiger!

Es hat unſere Miſſion in Oſtindien darin eine Gleiche mit der chriſtlichen Kirche, daß beide im Anfang rein waren; jene vom Unkraut falſcher Lehre, dieſe vom Unkraut falſcher Praxis der Kaſte. Derſelbe Feind hat eins wie das andre geſäet und gepflanzt, als die Menſchen ſchliefen. In beiden hatte das Unkraut faſt den ganzen Boden überwuchert. Von beiden gilt das Wort des Herrn: „aber ich habe wider dich, daß du die erſte Liebe verläſſeſt.“ — Wie das geſchehen iſt, das lehrt die Geſchichte der däniſchen Miſſion in Tranquebar.

Ziegenbalg, der Gründer dieſer Miſſion, war ein Mann von ächt evangeliſchem Geiſt und Ernſt. Er hat durch Gottes Gnade mehr gearbeitet, als alle andern nach ihm. Er hat die Schmach Chriſti in Indien von Chriſten getragen, wie nach ihm bisher Keiner wieder, und gelernt ſie höher achten als die Schätze Aegyp-

tens. Sollte er die Schmach von Heiden gescheut, oder seine Heerde, die er aus den Heiden sammelte, nicht durch Wort und Vorbild vermahnt und vermocht haben, ihm darin zu folgen? — Ziegenbalg hat die Kaste nicht in die Kirche Indiens eingeführt, sondern wie ein jeder Missionar von Gottesfurcht und gesundem Urtheil ihr von vornherein keine Stelle darin gestattet. Wir haben dafür unumstößliche Zeugnisse von ihm selbst. Bei deren Anführung so wie bei dem Folgenden bitten wir zu bemerken, wie die Kaste zuerst gar nicht in der Mission war, allmählich sich einschlich und sich immer breiter machte.

Ziegenbalg schreibt im Jahr 1709:

„Nachdem die Heiden in diesem District unter unsres allergnädigsten Königs Botmäßigkeit stehen, so dürfen sie ihren Zorn gegen diejenigen, so von ihrer zu unserer christlichen Religion getreten sind, nicht ausüben. — Indessen haben doch die Heiden allhier in loco einen heimlichen Haß gegen unsere Christen und wollen nicht gern Gemeinschaft mit ihnen haben, sonderlich, wo es ihre Blutsverwandte sind. Gleichwohl haben wirs anjetzo so weit gebracht, daß unsere neuen Christen bei denen Heiden können im Hause sein und mit ihnen essen; und wiederum, daß die Heiden sich nicht mehr schämen bei unsern Christen im Hause zu sein und mit ihnen zu essen. Ja ich habe gesehen, daß die Heiden unsern Leuten alle Liebe und Freundschaft erweisen. — — Die Kinder unserer Gemeinde haben wir alle in unsere Schulen genommen und sie mit Essen, Trinken und Kleidung versorgt."

(Hallesche Nachricht: Cont. 3. S. 141—142).

„Es statuiren die Heiden unter sich 96 Geschlechter (das ist Kasten). Und ob zwar diese nur eigentlich den Künsten, Aemtern, Professionen und Verrichtung nach von einander verschieden sind, so machen sie doch unter sich einen solchen abergläubischen Unterschied, daß einer aus seinem Geschlecht nicht in ein anderes heirathen darf, noch mit Leuten von andern Geschlechtern essen mag. Ein jedes Geschlecht hat seinen besondern Namen, seine besondern Ceremonien, seine besondern Gebräuche und seine besondern Eßarten und Speisewaaren. Wo einer dawider handelt, so hat er sein Geschlecht verloren und wird für den verachtetsten Menschen gehalten.

Wenn einer aus diesen Heiden zu unserer christlichen Religion tritt, muß er allen solchen Aberglauben ablegen. Denn wir verstatten keinen solchen Unterschied, sondern lehren, daß sie alle in Christo eins sind und Keiner vor dem Andern hierin einen Vorzug habe. Daher lassen wir sie auch untereinander sich verheirathen, nicht nach dem Geschlechte, sondern nach ihrem Belieben, wo sie anders ohne Hinderniß auf christliche Weise getraut werden können."

„Aus jetzt erwähntem Aberglauben kommt's diesen Heiden sehr wunderlich vor, wenn sie sehen, daß die, so zur christlichen Religion getreten, in einer Kirche beisammen sitzen, untereinander ohne Ansehen ihres Geschlechts heirathen, bei einander essen und trinken und allen vorigen Unterschied aufheben. Was sonst dignitatem officii anlanget, so heben wir selbige nicht auf, sondern sehen dahin, daß alle gute Ordnung unter den Unsrigen observirt werde." — (Cont. 7. S. 342—343.) Derselbe im Jahre 1718:

„Ihr Bramaner habet hierin einen überaus großen Aberglauben und esset nichts, was Leben hat. Auch habt ihr allen andern Einwohnern dieses Landes eingebildet, daß man sich von diesen und jenen Speisen enthalten müsse, sonsten könne man nicht selig werden. — Wir lassen euch gerne bei euren gewohnten Landesspeisen, und nöthigen Niemand, der von euch zu unsrer Religion tritt, daß er andere Speisen essen solle, als er von Jugend auf gewohnt ist. Aber das tadeln wir und verwerfen es als eine Thorheit, daß ihr in der Enthaltung dieser und jener Speisen eine Heiligkeit, ja die Seligkeit selbsten setzet und Diejenigen verdammet, die mit gutem Gewissen und ohne die geringste Verunreinigung allerlei Speise und Trank zu sich nehmen. Wäre solches bei euch nur eine Gewissensschwachheit, so wollte ich mich gerne hierin nach euerer Schwachheit richten und lieber mich von alledem enthalten, daran ihr euch ärgert, als euch durch Annehmung allerlei Speise einen größern Anstoß des Gewissens geben: aber so weiß ich, daß es bei euch keine Gewissensschwachheit, sondern eine eingerissene üble Gewohnheit, Thorheit und Aberglauben sei. Dahero muß ich nicht allein mit Worten dawider zeugen, sondern auch mit der That zu erkennen geben, daß ein Jeder, er sei ein Lehrer oder Jünger, ferner keinen sündlichen Unterschied im Essen und

Trinken machen dürfe, sondern könne alles annehmen, was ihm jedes Orts, es sei von Heiden oder Christen, dargereicht werde. — — Dieser thörichte Unterschied hebet in vielen Stücken die gemeinschaftliche Liebe unter euch auf und hindert, daß einer dem andern nicht die gehörige Freundschaft und Hülfe erzeigen kann. Unter uns Christen wird solche Thorheit nicht geduldet." —

. . . Dies sind starke und unwidersprechliche Beweise, daß der Gründer der lutherischen Mission in Indien in seiner Gemeinde keine Kaste geduldet hat und keine kannte. Jeder, der Christ wurde, mußte allen solchen Aberglauben der Kaste ablegen. Christen heiratheten ohne Unterschied der Kaste, aßen und tranken zusammen; in den Schulen war kein Unterschied, Lehrer und Jünger durften keinen sündlichen Unterschied im Essen und Trinken machen, und Ziegenbalg zeugte vor Christen und Heiden nicht allein mit dem Wort, sondern auch mit der That dagegen. — Wo bleibt da der Ruhm, mit dem man, gleich den Heiden, das heutige monströse Kastenübel in unserer Mission zu beschönigen sucht, der nehmlich: „unsere Väter haben es so gehalten"? — Hat etwa Ziegenbalg aus Unkenntniß der Landessitte so gehandelt, der doch „gleich in der ersten Zeit mit mehreren einheimischen Gelehrten sich in Correspondenz gesetzt hatte, um auf dem Weg der Frage seinerseits und der Antwort ihrerseits zu einer möglichst klaren Einsicht in das tamulische Volksthum zu gelangen, davon er sich anfangs „allerlei falsche Concepte machte?"*) Hat er darauf hin seine Ansicht und Behandlung der Kaste geändert, oder zeugt und handelt er im Jahr 1718 nicht gerade eben so gegen dieselbe, wie im Jahr 1709? — Er hat auf diese Unsitte des Landes keine Rücksicht genommen, noch viel weniger die absurde Idee gehegt: man müsse dieses Stück indischer (heidnischer!) Nationalität auch den Hinduchristen zu bewahren suchen! „Nein ab und Christo an", das war in Betreff der Kaste sein Grundsatz. Jeder, der Christ wurde, mußte allen solchen Aberglauben ablegen, schon deshalb, weil Keiner in einer Gemeinde Kaste halten kann, wo er keine findet. Ist er dadurch in der

*) Siehe Dr. Graul, Missionsnachrichten d. O. M. zu Halle. IX. Jahrg. 2. u. 3. Heft. Seite 54.

Achtung der Heiden gesunken, hat er sich den Weg zu ihnen versperrt, sein Wort geschwächt und seine Predigt unwirksam gemacht? oder hat er nicht gerade durch sein entschiedenes Auftreten, sein Verlassen auf die Herzen bekehrende Kraft des göttlichen Wortes allein, ohne eine Missionspolitik, wie sie leider in unsrer Mission ihre Freunde hat, seiner Person Achtung und seinem Worte Nachdruck verschafft? — Den Heiden kam es „sehr wunderlich vor", daß die Christen keine Kaste hielten. Doch hat nach Ziegenbalg kein Missionar das ausgerichtet, was er, keiner mit solchem glänzenden Erfolg und reichem Segen, wie er, wenn auch andere der Zahl nach in derselben Zeit mehr Conversionen gemacht haben sollten, als er. Hatte einer auf Nationalität und Volkssitte Rücksicht zu nehmen mehr Ursache, als er? Er hatte den Boden urbar zu machen; ein ungebrochenes Heidenthum stand ihm gegenüber und weltlichen Beistand durfte er von seinem feindlich gesinnten Gouverneur wenig erwarten. — „Dignitatem officii" hält er als eine Ordnung Gottes fest; aber Union mit dem Heidenthum durch die Kaste war ihm eine Thorheit und ein Gräuel, der nicht geduldet werden dürfte. Nie ist die Mission wieder das geworden, was sie unter ihm gewesen ist. Sie stand in ihrer ersten Liebe und hat dieselbe nur zu bald verlassen.

Jetzt ist es mit unserer Mission ganz anders. Die Heiden sind dieselben geblieben; aber die Missionare und ihre Gemeinden nicht. Wäre es doch auch mit der Kaste bei dem „Nein ab und Christo an, so ist die Sach gethan" geblieben, so wäre es mit unserer Mission nicht so weit gekommen. Jetzt können wir nur seufzen:

„Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!"

Der Teufel nimmt seine Zeit wohl wahr bösen Samen auszusäen; er wacht und thut es, wenn die Menschen schlafen. Der theure Ziegenbalg war am 23. Februar 1719 nach schwerem Tagewerk zu seiner Ruhe eingegangen. Am 20. Februar 1720 folgte ihm sein gleichgesinnter Mitarbeiter Gründler. Durch den Abgang auch dieses Mannes drohte „dem schon so hart erschütterten Werke der Untergang." Aber Gott wollte dies so segensreiche Werk nicht untergehen lassen; denn noch im September des Jahres 1719 waren drei neue Missionare Schultze, Dal und Kistenmacher in Tranquebar angelangt. „Die göttliche Fürsehung hatte es zwar so wohl gefügt,

daß die neuen Gehülfen noch auf einige Zeit der Anweisung des Herrn M. Grützner genießen konnten, es wurde ihnen aber dieselbe gar bald durch die Krankheit des seligen Mannes wieder entzogen." „Herr Schultze, welcher von dem seligen Herrn Magister noch kurz vor seinem Tode als Missionarius ordinirt worden war und dem jetzt die Besorgung der Anstalten oblag, sahe sich als ein der Sache Unerfahrener, der als stumm und voller Bekümmerniß allein gelassen worden." Die beiden andern schienen muthlos geworden zu sein. Schultze stellte ihnen vor, wie sie „den Feinden zu Gefallen das Werk nicht aufgeben könnten." Er betete mit ihnen und ließ sich die Hand geben mit dem Versprechen, „daß sie ihm gerne folgen und beistehen wollten." Kistenmacher starb schon im Jahre 1722. Dal war besonders mit der portugiesischen Gemeinde beschäftigt, und Schultze führete das Werk unter den Tamulen bis zum Jahr 1725 allein weiter. In Behandlung der Kaste trat er noch in die Fußstapfen seiner Vorgänger. Er schrieb im Jahr 1721:

„Weil die neue Jerusalemskirche einen ziemlichen Raum hat und man öffters wahrgenommen, daß die hin und her zerstreute Gemeinde darin nicht an allen Orten zugleich alles wohl verstehen konnte, so hat man für gut befunden, daß die Frauen an einem Orte zusammen a part nahe bei der Kanzel zu auf der rechten Hand, die Mannspersonen aber gerade der Kanzel über sich fein nahe herbei setzen sollten, wodurch uns allen ein großer Vortheil zugewachsen." (Cont. 20. S. 451.)

Derselbe im Jahre 1726:

„Unterwegs kamen wir an einen kleinen Ort Korikalkuppam, wo Pariahs waren, die sich alle versammelt hatten, weil unter ihnen eine Leiche war. Als wir zu ihnen gehen wollten, kam ein Malabar*) hinter uns her geritten und schrie, wir sollten nicht zu diesen schlechten und geringen Leuten gehen; es wären Pariahs. Aber wir gingen zu ihnen, und sie kamen uns alle entgegen, Mann und Weib und Kind. Als ich die Ursache ihrer Versammlung verstand, fing ich an vom Tode zu reden und wie wir uns müßten zu Gott bekehren, ehe wir stürben u. Der Mensch, der uns abriethe, zu den Pariahs zu nahen, kam auch herzu, stieg vom

*) Der Malabar = Euro-

Pferde, und hörte mit Fleiß an, was wir mit den Pariahs freundlich redeten. So viel vermag ein gut Exempel: wovor er uns warnte, das that er nun selbst." (Cont. 22. S. 784.)

Schultze ging im Jahr 1726 nach Madras und fing dort eine andere Mission an, nachdem im Juli des vorhergehenden Jahres drei neue Missionäre: Walter, Pressier und Besse aus Europa angekommen waren, und überließ diesen das Feld. Mit ihnen fand die Kaste Eingang in Mission und Kirche. Unerfahrne Leute waren sie; ein tüchtiger Leiter fehlte ihnen, und so gaben sie den Einflüsterungen der Katecheten Gehör.

Walther und Pressier schreiben im Jahr 1726:

„Den 5. März wurde draußen in der gewesenen Papiermühle, nebst der daselbst schon gehaltenen heidnischen Schule, noch eine für die Pariah-Kinder angelegt, als welche bishero noch gar keine gehabt haben, indem sie ihres geringsten und verachteten Geschlechts wegen nicht unter den andern Kindern sitzen dürfen. Wir haben ihnen einen von unsern christlichen Schulmeistern zugeordnet. — Die Pariahkinder von unserer Gemeinde werden zwar, so lange sie bei uns sind, den übrigen ganz gleich gehalten; indessen hält es doch schwer, daß wir sie können mit den andern gleiche Handwerke lernen lassen. — — Wir können auch unsern erwachsenen Christen diesen so tief eingewurzelten Unterschied der Geschlechter noch zur Zeit nicht ganz aus den Köpfen bringen, und wenn ein Pariah-Mädchen aus unserer Schule groß worden, so darf man gar nicht gedenken, daß sie einer heirathen werde, der nicht ihres Geschlechts ist, ob er gleich dabei noch so arm wäre. Müssen wir nun ihnen zwar in politicis darin etwas connniviren, so geschieht es doch im geringsten nicht in ecclesiasticis; sondern wir nehmen vielmehr daher Gelegenheit, sie zu erinnern, wie sie in Christo allzumal einer sein sollen, auf daß er in ihnen alles sei." (Cont. 22. S. 861—62.)

Connniviren, die Augen zuschließen, thun als sehe man etwas nicht, ist der Zeitpunkt bösen Saamen zu säen, den der Feind wahrnimmt. Wenn man nicht sieht oder sehen will, straft man auch nicht; man läßt es dahin gehen. Mancher denkt heut seinen Gemeinde: nur in politicis „etwas", — „im geringsten nicht in ecclesiasticis." Aber wie der Wind bösen Saamen von einem Acker

auf dem andern fährt, so werden die ecclesiastica von den politicis gar leicht angesteckt. Conniviren ist für einen Zionswächter immer ein gefährlich Ding. Das Christenthum hat keine zwei Seiten, eine bürgerliche und eine kirchliche; sondern der Christ muß sich in allen Dingen als ein solcher zeigen, der nicht von der Welt, dessen Wandel im Himmel ist. — Der Anfang war gemacht in politicis; es blieb nicht lang bei dem: „im geringsten nicht in ecclesiasticis." Schon im Jahr 1727 schreiben Walter, Pressler, Dal und Bosse: „Weil des Pareier-Geschlechts gedacht worden ist, so ist zu wissen, daß alle Malabaren in folgende drei allgemeine Sorten gemeiniglich eingetheilet werden, nämlich: 1. der Brahmaner, 2. der Suttirer und 3. der Pareier. — Wie sehr und warum dies geringste Geschlecht von den andern verachtet werde, steht Cont. 9. p. 711. Es sind daher unsere Antecessor anfangs genöthigt worden, selbigen, wenn sie die christliche Religion angenommen, in der Kirche einen besondern Ort anzuweisen, so sie sich haben auch gerne gefallen lassen. Nachher hat man mit großer Mühe solchen Unterschied in der Kirche wieder aufgehoben. Als wir aus Europa neulich angekommen waren, meinten wir auch, es wäre so ganz recht und müßte so sein. Siehe das Diarium vom vorigem Jahr unterm 22. Februar. Allein unsere Katecheten haben uns beständig in den Ohren gelegen, wie sie sich das von den Heiden so oft müßten vorwerfen lassen. Sy ungenimt nun zwar an sich dergleichen Ausflüchte sind, so muß man sich doch nach dem Exempel Pauli und der andern Apostel in die Schwachheit der armen Leute so viel immer möglich zu schicken suchen. (!) Wir haben es also nach einer und abermaligen Unterredung, daß Ordnung (?) mit der christlichen Demuth und Einigkeit gar wohl bestehen könne, connivendo geschehen lassen, daß nun die Pareier von den Suttirern einen Schritt breit in der Kirche abgesondert sitzen; allein in der Reichung der Sacramente wird kein Unterschied gemacht!!" (Cont. 25. S. 38—39.)

Es war nun ein Schritt, aus dem unserer Mission so viel Unheil und den folgenden Missionaren so viel Noth und Mühe erwachsen ist. Man hat ihn connivendo geschehen lassen, nicht selbst gethan und glaubt sich dadurch gerechtfertigt. Die schweren Folgen

dieſes Schrittes konnten die „aus Europa neulich angekommenen“ Neulinge nicht ermeſſen; was ſie connivendo gut hießen, wußten ſie nicht. Unkenntniß mit dem Weſen der Kaſte, und ihre Katecheten, die ihnen „beſtändig in den Ohren gelegen“, hatten ſie dazu verleitet. — Dies zeigt, wie unweiſe es iſt, neuen im Miſſionswerk unerfahrenen Leuten wichtige Poſten anzuvertrauen, oder ſie auf ſolche von alten erfahrenen Miſſionaren unabhängig zu ſtellen, dazumal aber war es eine Nothwendigkeit. Leichter iſt es für Anfänger, einen neuen Poſten gründen, als einen beſtehenden gehörig zu verwalten. Dort zerſtören Mißgriffe und Fehler wenigſtens nicht; hier können ſie unheilbaren Schaden und unerſetzlichen Verluſt anrichten. Man glaube nicht, daß ein Miſſionar in einem Inſtitut gebildet wird; ſo wenig als ein Feldherr in ſeiner Kriegsſchule. Beide können nur lernen, was ſie zu ihrem Amt befähigt; beide werden, was ſie ſind, erſt auf dem Felde. — Hätten jene doch gelernt ihrem weiſen Vorgänger Ziegenbalg zu folgen, und das beſtehen laſſen, was der erfahrne Mann wohl erwogen verordnete und einführte. Die Jungen ſind ohnedies gerne klüger als die Alten, zumal wenn einiges Wiſſen ſie aufbläht. Stärkt man ſie vollends in ihrer Einbildung, und ſetzt ſie über die Alten, dann muß man ſich nicht wundern, wenn man von ihrem weiſen Rath das erndtet, was einſt Rehabeam!

Die junge Miſſion wurde kreuzesflüchtig; ſie iſt durch das Conniviren einer kleinen Schmach entgangen; deßhalb kam ihr ſpäter eine nur ſo ſchwerere Sichtung. Will man um des Herrn und ſeiner Sache willen eine kleine Schmach nicht tragen, ſo bringt ſie einem der Teufel zehnfältig wieder ein.

Einen Schritt breit traten die Sudra und Pariah in der Kirche auseinander; damit haben erſtere erreicht und vor der Welt bekannt, daß ſie mit den Pariahs nicht vermiſcht ſeyn, ſich nicht als Glieder einer Gemeinſchaft, nicht als ihre Brüder angeſehen wiſſen wollten. Dieſer Schritt iſt jetzt zu einer tiefen Schlucht geworden. So lange man ihn nicht wieder zurück thut und gut macht, ſo lange dieſer ſündliche Unterſchied nicht wieder entfernt wird, ſo lange wird kein bleibender Segen in unſerer Miſſion ſeyn; ſo lange kann ſie auf Beſtehen nicht hoffen. Durch die Katecheten kam er hinein, mit den Katecheten muß er wieder entfernt werden. — Daß es bei einem Schritt zum Böſen hin, wenn er nicht alsbald zurückgethan

wird, nicht bleibt, das liegt in der Natur des Böſen. „In Reichung der Sacramente wird kein Unterſchied gemacht", meinten ſie; aber bald kam es auch dazu.

Dieſelben Walter, Preſſier, Dal, Boſſe ſchreiben im Jahr 1728: „An demſelben Tage kam dieſer Awalutar (ein heidniſcher vornehmer Beamter, mit Namen Sancroſi aus Tanjore) an. — Des Morgens kam er herein und hörete die Malabariſche Sonntags-Predigt mit an. Darin ward unter andern geſagt, daß, wenn einer in den Brunnen gefallen wäre, und ihm ein Strick zugeworfen würde, er aber ſolchen nicht ergreifen und ſich herausziehen laſſen wollte, ſo wäre die Schuld ſeine ꝛc. Weil nun die Indianer wie andere Orientalen von Gleichniſſen viel halten, ſo hatte der Awalutar ſich dieſes inſonderheit aus der Predigt gemerkt. Als er aber nach der Predigt zu uns kam und ein anderes Gleichniß hörte von einem Töpfer, der allen Thon aus einer Grube holte, daraus er allerlei Gefäße machte, und ſie auch hernach alle in einen Ofen würfe ꝛc., ſo hatte er ſolches dahin gedeutet, als mengeten wir die Geſchlechter der Suttirer und Pareier unter einander, welches ihm auch einige vorgeſagt, wie er hernach bekannte, item wir äßen Kuhfleiſch, tränken Branntwein und dergl., was er denn als ein vornehmer Mann mit ſolchen Franken zu ſchaffen hätte. Selbſt ſeinem Prieſter war etwas bange geworden, wir möchten ſeinen Herrn überreden, zu unſerem Geſetz zu treten. — — Wir dimittirten ihn mit einem Geſchenk, ſammt dem erſten Theil des malabariſchen neuen Teſtaments und baten uns ſeine beſtändige Liebe und Freundſchaft aus."

Dieſe Anecdote legt die falſche Miſſionspraxis bloß, der zu Folge der Kaſtenunterſchied in der Kirche geduldet wird. Das Gleichniß vom Töpfer und Thon hätte der Awalutar richtig gedeutet. Aber man wollte es nicht ſo verſtanden wiſſen. Man genirte ſich entweder dem vornehmen Mann gegenüber zu bekennen, daß Gott alle Menſchen von Einem Blut gemacht hat, und daß vor ihm kein Anſehen der Perſonen gilt, oder meinte durch Verſchweigen dieſer Wahrheit den Mann leichter für's Himmelreich gewinnen zu können. Solche Praxis in der Miſſion iſt grundfalſch. Es iſt fleiſchlich, aber nicht göttlich weiſe, wenn man glaubt, durch Verſchweigen von Wahrheiten, die dem Menſchen unangenehm ſind, ihn um ſo leichter

durch die ihm angenehmen gewinnen zu können. Da müßte man zuerst die Wahrheit verschweigen, daß man um eines an's Kreuz Gehängten willen allein selig werden kann, denn diese ist dem Fleische doch die unerträglichste. Verträgt einer diese, dann verträgt er es auch, wenn man ihm sagt, daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt und die Kirche keinen Unterschied von Sudras und Parials kennt. Das Bekenntniß göttlicher Wahrheit kann wohl erbittern, aber nie schaden. Hätte man dem Mann, der von einem Mengen der Geschlechter gehört hatte, aus einander gesetzt, wie und warum, so hätte das ohne Zweifel einen bessern Eindruck gemacht, als eine Sache umgehen, von deren Nichtbestand er schwerlich überzeugt wurde. Wie ganz anders hat Ziegenbalg vor Vornehmen und Geringen (siehe oben seine Anrede an die „Bramaner") nicht allein mit Worten gegen das Uebel gezeugt, sondern auch mit der That. — Ein sonderbares Gegenstück bildet dieser Centurion, denn das ist ein Awalutar (Havildar), und der Missionar, der mit ihm sprach, zu dem Centurion Cornelius mit Petrus. —

Mit der Kaste scheinen, wie es auch natürlich ist, andere heidnische Gebräuche um diese Zeit wieder Eingang gesucht zu haben. In demselben Abschnitt noch, der Obiges enthält, müssen sie die Landchristen warnen: „daß sie sich also der Welt, der sie abgesagt, in ihrem Wesen nicht wieder gleich stellen müßten, Röm. 12, 2., insonderheit sich nicht mit der sogenannten heil. Asche an der Stirn beschmieren".

Pressler vornehmlich scheint in Kastenrücksichten vor andern weit gegangen zu sein; so schreibt er von einem Besuch in Uluttukuppei im Jahr 1728:

„So hatte ich nun bestellen lassen, daß ich den Sonntag früh ins Pareier Dorf bei eines unsrer Christen Haus hinkommen würde, dahin sie sich unter einem Baum versammeln sollten. Allein eben dieses Christen Vater, ohnerachtet er auch ein Heide ist, warnte mich, ich möchte ja nicht in ihr Dorf kommen. Denn weil ich mit Bramanern und Suttirern umzugehen hätte, so würde mich solches bei Allen, die es erführen, in Verachtung setzen und die Leute scheu machen, mir nahe zu kommen. Dieser Erinnerung zu folge erwählte ich einen von der Landstraße etwas abgelegenen Hain, und hieß sie daselbst zusammen kom-

men. Sie brachten mir nach ihrem wenigen Vermögen ein Geschenk mit, einer ein Huhn, ein anderer junge Kokusnüsse und dergleichen Früchte. Ich gab ihnen aber beim Weggehen alles wieder mit Dank zurück. Ich verhörte sie und ihre Kinder aus dem Katechismus, katechisirte sie darüber, vermahnte sie zu einem christlichen Leben und Wandel nach den zehn Geboten, zeigte, wie sie in Ermanglung einer Kirche den Haus-Gottesdienst und tägliches Gebet fleißig treiben, ihre Kinder den Katechismus lehren, und oft an's ewige Leben gedenken sollten. Ich will hier noch ein Exempel anführen, daraus zu ersehen, wie behutsam wir inter utrumque extremum, was anlangt den Umgang mit denen vom Pareier-Geschlecht, uns im Lande zu verhalten haben. An diesem Sonntage hatte ich mich in der Mittagsstunde im Schatten unter einem Baum niedergelegt, und meine Leute sammt dem obgedachten Bramaner, einige Schritte von mir, unter einem andern Baum. Einer von unsern Christen, der aus dem Pareier-Geschlecht ist, stand von fern unter einem Baum, und wartete, bis ich weggehen würde, um mich ein Stück Weges zu begleiten. Da kam ein Weib, Pareier-Geschlechts, mit dreien Kindern, und wollte ihren Gang durch den Hain durchgehen, kam uns aber ein wenig näher als gewöhnlich ist. Der rief ihr vorgedachter unter dem Baum stehende Mann zu: Du, wo gehest du hin, da liegt ein Bramaner! sogleich stutzte das Weib und wich seitwärts ab mit ihren Kindern." *)

Mit diesem Passus, den man von einem christlichen Missionar nur mit Bedauern lesen kann, hat sich Pressler wahrlich kein Ehrendenkmal gesetzt. Die falsche Richtung, in die er gleich vorn herein durch seine Katecheten kam, und seine wenige Erfahrung (er war erst drei Jahre im Lande) mögen ihn einigermaßen entschuldigen. Er selbst den Brahmanen und Sudras unrein oder ein Pariah, stellt sich zu seinen christlichen Pariahs wie ein Brahmane. **) Ein heidnischer Pariah warnt ihn, nicht in ihr Dorf zu gehen.

*) Wo sind die Brahmanen, die trotz alles Connivirens unsere Mission bekehrt hat?

**) Petrus ward von Paulus gestraft, daß er den Juden zu Gefallen sich der Heiden Gemeinschaft entzog. Pressler entzieht sich den Heiden zu Gefallen der Gemeinschaft der Christen.

Dessen Erinnerung folgt er ohne weiteres, geht nicht zu seinen Christen in ihr Dorf; alle müssen heraus und in einen etwas von der Landstraße abgelegenen Hain zu ihm kommen. Konnte er je erwarten oder verlangen, daß einer seiner Sudrakatecheten wieder ein Pariahdorf betreten und an den Christen darin sein Amt ausrichten würde, da er selbst ihnen ein böses Beispiel gegeben hatte? — Die Pariahchristen bringen ihm nach ihrem wenigen Vermögen Geschenke, diese nimmt er zuerst an und gibt sie hernach wieder zurück. Warum? Die Geschenke kamen von Pariahs; und um der mitfolgenden Leute und des heidnischen Brahmanen willen will er nichts von den Unreinen annehmen und genießen. Damit hat er trotz seiner Behutsamkeit inter utrumque extremum (heidnische Brahmanen und christliche Pariahs! in unum extremum hatte er sich aber bereits gestellt) die Sitte und die christliche Liebe grob verletzt. Unser Gefühl beleidigt es, wenn jemand unsere Gaben verschmäht, unter den Hindu aber ist dies ein großer Schimpf. Ein Brahmane soll von einem Pariah nichts annehmen; aber der christliche Missionar konnte es annehmen, hatte es angenommen und gab es doch wieder zurück. Wird sein Ermahnen zum christlichen Leben und Wandel viel gefruchtet haben, da die Leute den Mangel eines solchen an ihrem christlichen Pastoren mit Händen greifen konnten? Das Exempel, das er anführt, um zu zeigen (und sich zu entschuldigen), wie behutsam man sich inter utrumque extremum zu verhalten habe, kann nicht nichtsbesagender sein. — Man vergleiche, wie Schultze in einem ähnlichen weit stärkern Falle handelte. Er ging in ein Pariah-Dorf zu einer Leiche, welche das Allerunreinste in den Augen der Heiden ist. Ein Malabar zu Pferd, also kein Pariah, ein angesehener Mann, warnt ihn und die mit ihm sind, nicht zu gehen; er geht doch. Das zieht auch den Malabaren vom Pferde herunter und mit Fleiß hört er der Predigt an die Pariahs zu. Schultze sagt mit Recht: „So viel vermag ein gut Exempel: wovor er uns warnete, das that er jetzt selbst." — Hier kann man sehen, wie viel bei Behandlung der Kaste vom Wollen der Missionare abhängt. Der eine sieht Schwierigkeiten und vermehrt sie; der andere sieht sie auch und überwindet sie!

„Daß bei ſolcher Geſinnung der Miſſionare die Kaſte in den Gemeinden reißend überhand nahm, iſt nicht zu verwundern.

Im Jahr 1729 ſchreiben Preſſler, Walter, Dal und Boſſe:

„In dieſer Faſtenzeit wurde denjenigen aus unſerer Stadtgemeine, welche nach altem Kirchengebrauch in den bevorſtehenden heiligen Tagen zum erſten mal zum Tiſch des Herrn zu gehen willens waren, drei Wochenlang eine Vorbereitungs-Katechiſation gehalten, darauf denn am grünen Donnerſtage aus der portugieſiſchen Gemeinde 10 Perſonen, und 13 aus der malabariſchen Gemeinde, und am ſtillen Freitag abermals aus der malabariſchen Gemeinde 24 Perſonen, Pareier-Geſchlechtes, zum erſten male communicirten. Was die Vorbereitung dieſer letztern anlanget, ſo mußten wir uns dabei im Aeußerlichen nothwendig nach den kümmerlichen Umſtänden richten, welchen dieſes Geſchlecht vor andern Indianern unterworfen iſt. Um ihren täglichen Unterhalt zu finden, müſſen ſie den ganzen Tag nach Arbeit ausgehen, und können doch öfters kaum ſo viel erwerben, als ihnen nöthig thut. Folglich war es nicht möglich, ſie bei Tage zur Katechiſation zuſammen zu bringen, in der Stunde, in der die andern präparirt wurden. Ueberdem wohnen ſie nicht in einer Stadt, ſondern, wenn es Abend worden, ſo machen ſich diejenigen, die in der Stadt gearbeitet haben, mit dem Thorſchluß hinaus in ihr draußen beſonders liegendes Pareier-Dorf. Alſo mußte für die ſowohl eine eigene Zeit, nämlich nach Sonnenuntergang, wenn ein jeder von ſeiner Arbeit zu Hauſe gekommen, als auch ein eigner Ort beſtimmt werden, nämlich außerhalb der Stadt, nahe bei ihrem Dorf in einem Hauſe, welches wir zu einer Herberge für die aus dem Lande kommenden Leute ihres Geſchlechts haben bauen laſſen. (Außer dieſer Herberge iſt auch noch eine andre zu ſolchem Zweck für die Suttirer-Leute angelegt.) Und weil zur Zeit einer von uns außerhalb der Stadt in der ſogenannten Papiermühle wohnt, ſo konnte dieſen Leuten auf ſolche Art füglich geholfen werden." (Cont. 23. S. 314. 315.)

Hier haben wir „einen Schritt breit" weiter, einen Unterſchied auch in eccleſiaſticis beim heiligen Abendmahl, einen Riß in der Gemeinde.

Nachdem drei Wochen lang mit den Communicanten aus den Subrachriſten ſowohl, als aus den Pariahs, wenn auch Umſtände

halber getrennt, eine Vorbereitungs-Katechisation gehalten worden war, (ob in derselben der locus von der communio sanctorum wohl gehörig tractirt worden?) läßt man doch die Glieder einer malabarischen Gemeinde, die 10 Sudras am Gründonnerstag, und die 24 Pariahs am stillen Freitag separirt communiciren. Ist das communio einer Gemeinde? Was für ein anderer Grund läßt sich dafür auffinden als die Kaste, die den bösen Unterschied machte?

Wo in einer Gemeinde die Communio in ecclesiasticis aufhört, da kann sie auch in politicis nicht bestehen. Zwei separirte Herbergen wurden erbaut, eine für die christlichen Sudras, eine für die christlichen Pariahs. So wurde der erste kleine Schritt zu einem Riß in der Gemeinde, am Ende von oben an bis unten aus.

Zu beachten ist auch das Verhältniß der Pariahs zu den Sudras; ersterer waren fast doppelt so viel. Der Wunsch, mehr Convertiten aus höheren Kasten zu gewinnen, hat ohne Zweifel einen starken Einfluß mit auf solche Kastenordnung gehabt. Aber wenn man genau untersuchen wollte, möchte es sich heraus stellen, daß unter den protestantischen Missionaren, die gegen die Kaste laren nicht mehr Convertiten aus höheren Kasten gemacht haben, als die gegen die Kaste stricten. Es ist nicht das Nachsehen, sondern das Aufdecken und Strafen der Sünde, was den Menschen zur Buße und durch diese zum Glauben führt. — Den Grund der Kaste, nämlich Hochmuth und Selbstsucht erkannten jene Missionare recht gut; denn in demselben Schreiben, aus dem Obiges entnommen ist, sagen sie:

„Daher heißt es bei ihnen (den Indianern): Unsere, der Christen Religion hätte keine Reinigung und ihnen ekelte deshalb sehr vor dem Umgang mit den Europäern.

Des Farängi (= Franken) Wedam oder die europäische Religion wisse nur von dem Unterschied des männlichen und weiblichen Geschlechts, im übrigen mache es aus allem Einen Kuchen, da könne ja auf solche Art kein Indianer bei Ehre bleiben, indem jeder Pareier einem ehrlichen Bürgersmann gleich gesetzt würde, so daß jener vor diesem keinen Gehorsam und Respekt mehr übrig behielte."

Um so mehr ist es zu verwundern, daß sie dieses Uebel nicht alles Ernstes angriffen und straften.

Hatte man der Kaste an heiliger Stätte Eingang gestattet, warum sollte man ihr denselben in die Schule wehren? Die Obigen schreiben mit Worm und Richtsteig im Jahre 1732:

„Mit der neuen Schule im Missionshaus zu Poreiar hat es der Hauptsache nach eben die Bewandtniß, wie mit den Stadtschulen. Sie hat ihren eigenen Schulmeister, und der daselbst wohnende Katechet Aaron hält Aufsicht darüber. Daß daselbst eine besondere Schule gehalten wird, geschieht hauptsächlich um der Heiden willen auf den Dörfern der Stadt, und um unsrer Landchristen willen Suttirer-Geschlechts. Beiderseits Leute resolviren sich leichter, ihre Kinder in dasige Schule hinzuthun, als in die Stadtschule: erstlich, weil sie sich vor der Stadt als der Blanken Aufenthalt scheuen; zum andern, weil in der Stadtschule auch viele Pareier-Kinder sind, dort aber keine. Wiewohl wir doch auch in der Stadtschule möglichstermaßen Unterschied halten lassen, so daß die Pareier-Kinder besonders auf einem Haufen sitzen, wenn sie lernen, und wenn sie essen, auch besonders schlafen." (Cont. 33. S. 879—880.)

Dies war wieder „ein Schritt breit" weiter. —

Wenn die Pariahs einer Gemeinde von den andern Kirchenmitgliedern getrennt und vornehmlich bei Genuß des gemeinsamen heiligen Abendmahls zurückgesetzt wurden (wie weit der Unterschied ging, wird später klar werden), durften die Pariah-Kinder in der Kostschule der Mission nicht mehr mit andern zusammen sitzen, essen und schlafen: so kann es einem nicht Wunder nehmen, daß man Anstand nahm, einen Pariah zum Predigtamt zu ordiniren, obgleich Gott ihn vor andern mit seinem Geist und Gaben zu diesem Amt ausgerüstet hatte. Ein solcher Pariah war Rajanaiken, „ein Tanschauricher Unterofficier", ein „geborner Malabar*) aus dem Pareier-Geschlecht, welches Keinem verächtlich scheinen wird, der die Weise Gottes kennt, seinen Rath auch durch die geringsten Werk-

*) Malabar bezieht sich hier auf das ganze tamulische Volk, insofern es Eine Sprache spricht.

zeuge auszuführen." Sein Großvater und Vater waren römische Christen. „Sein lernbegieriges Gemüth trieb ihn an, daß er im zwei und zwanzigsten Jahre seines Alters noch lesen lernte." Er forschte in den Schriften, die ihm seine Kirche bot, konnte aber den Grundstein aller Weisheit, die 5 Bücher Mosis, nicht erhalten. Endlich fand er sie bei einem indischen Heiligen, der sie von den Missionaren in Tranquebar erhalten hatte. Dadurch kam er mit diesen selbst in Verbindung. Der heilige Geist hatte schon vorher sein Werk in seinem Herzen; er war zur Erkenntniß seiner Sünden gekommen, trotz Marien- und Bilderdienst. Ehe er selbst als ein Glied unserer Kirche aufgenommen wurde, arbeitete er schon für dieselbe und brachte drei seiner heidnischen Soldaten nach Tranquebar, die auch getauft wurden. Er wurde deshalb von seinen früheren Glaubensgenossen „angefeindet und in den Bann gethan"; diente aber fort, andern zur Erweckung und Bekehrung. Die Mission nahm ihn in ihre Dienste und setzte ihn der „von ihm gesammelten kleinen Gemeinde als Katecheten" vor. — „Seit der Zeit hatte er sich durch fleißiges Nachfragen, theils aber auch durch eigenes Forschen in der heiligen Schrift eine schöne Erkenntniß zu Wege gebracht. Wie er nun dabei von seiner Treue und Eifer im Dienste des Evangeliums viele Proben abgeleget, so wurde er nunmehr am andern Ostertag (1729) denen aufs Fest nach Tranquebar gekommenen Madewipadnamschen Land-Christen in öffentlicher Versammlung als Katechet vorgestellt." — Er war damals 29 Jahre alt. — Die katholischen Missionare mit ihren Glaubensgenossen ließen hierauf den auf Palmblatt „geschriebenen Namen Rajanaikens und einiger anderer Personen öffentlich verbrennen und die Asche gleich einer Leiche unter vielem Klagen und Heulen hinaustragen"; trachteten ihm nach dem Leben und suchten seine Angehörigen um ein gewisses Eigenthum zu bringen. Rajanaiken „wollte sich deshalb in keine Rechtshändel einlassen." — Die Römisch-Katholischen „schickten Meuchelmörder aus, ihn des Nachts in seinem Hause umzubringen." Gott aber „krönte seine anhaltende Treue durch Gewinnung einiger seiner ärgsten Widersacher." — „Sein lauteres Verhalten bei den mit seinen Mitarbeitern entstandenen Mißhelligkeiten" wird gelobt; — „auf dem Wege nach Tranquebar wurde er wieder mörderisch überfallen"; — „hatte insonderheit an der mehreren Gründung der Neu-

bekehrten in der Erkenntniß zu arbeiten"; — „gewinnt einen römischen Christen, der ihm vorher heftig widersprochen"; — „hatte Gelegenheit, einem seiner ärgsten Verfolger und Römischen Katecheten im Geistlichen und Leiblichen wohlzuthun"; — „beweist gute Fassung und Freude in seinem Amt bei fortwährendem Leiden"; — machte „den Anfang aus eigener Meditation zu predigen" und setzte „bei der Kriegs-Unruhe und dem Widerstande der Papisten sein Amt mit aller Treue fort."

Welcher Diener Christi kann sich bessere Zeugnisse wünschen? Tüchtigkeit, Treue und Segen im Amt! Treue im Leiden! Wer war nach solchen Zeugnissen tüchtiger zum evangelischen Predigtamt und hatte sich besser bewährt, als dieser Rajanaiken? Aber dieser „Lotterbube" hatte einen Makel an sich, den auch das Blut Christi in den Augen seiner Mitchristen nicht wegzuwaschen im Stande war, es war: seine fleischliche Geburt als Pariah!

Natürlich wünschten Freunde der Mission, die von ihm hörten, daß ein solches von Gott selbst ausgerüstetes Werkzeug auch von der Kirche die Erlaubniß zur vollen Verwaltung des evangelischen Predigtamts erhalten möchte. Es wurde deshalb von Deutschland aus an die Missionare geschrieben, und Walther, Dal, Bosse, mit Obuch, Wiedebrock, Kohlhoff, die im Jahr 1737 angekommen und wahrscheinlich den Brief mitgebracht hatten, antworteten im Jahr 1738 darauf wie folgt:

„Ew. H. melden, daß nicht allein dieselben selbst, sondern auch manche Gönner und Freunde der Mission gerne sähen, daß der Land-Katechet Rajanaiken zum Predigtamt ordinirt würde, und daß es nichts verschlüge, wenn er auch sein Amt erst unter Pareiern führte. Wir haben sämmtlich diese Sache in Ueberlegung gezogen und sie hernach in unserer Conferenz vorgenommen, finden aber bis dato nicht, wie wir hierinnen durchkommen können. Denn, ob sich gleich unter den Pareiern manche vernünftige und ehrbare Leute finden (unter welchen auch Rajanaiken mit Recht zu rechnen), die daher nicht so sehr verachtet sind: so sind sie doch dem größten Theil nach unreine und lasterhafte Leute. Daher der Unterschied, den die Einwohner dieses Landes unter ihnen und den Suttirern machen, groß und über die Maßen eingerissen ist. Selbiger Unterschied kommt

keineswegs in Vergleichung mit dem, der in Europa unter Bürgern und Bauern gemacht wird. Hievon kommt in der 27. Continuation unſerer Berichte pag. 176 seq. eine ausführliche Nachricht vor (ſiehe oben S. 66—74): daher wir nicht für nöthig halten, ein mehreres hinzuzuthun. Nun ſind wir zwar bemühet, unſern Suttirer-Chriſten den allzugroßen Abſcheu vor den Pareiern mehr und mehr aus dem Gemüth zu bringen; allein es iſt die Beobachtung ſolchen Unterſchieds in dem ganzen Lande zu allgemein geworden, daß wir nothwendig etwas nachgeben müſſen, wo ſie die Pareier ſich auch gar wohl zu finden wiſſen. In Betrachtung dieſes können wir uns für jetzo noch nicht reſolviren, Najanaiken zum Predigtamt zu beſtellen. Hiezu kommt, daß er ſchon als der einzige eigentliche Landkatechet alle diejenigen Dienſte dort in vier Kreiſen verrichtet, die der Landprediger hier in einem, nämlich dem Majabutaniſchen, thut; ausgenommen, daß er nur nicht das heil. Abendmahl adminiſtrirt. Bei welchem letztern Punkt wir nur anmerken, daß es nicht zu erwarten, daß ein Suttirer aus ſeinen Händen das heilige Abendmahl nehmen werde. (Das iſt der Punkt.) Und die Pareier könnten leicht daher Anlaß (?) nehmen, eine Verachtung deſſelben in ihrem Gemüth aufkommen zu laſſen; wie denn neulich die Römiſchen (?) daraus ſo viel Weſens gemacht, daß, wie ſie geſagt, der Landprediger das hochwürdige Gut in's Pareier-Dorf gebracht. Jedoch dies letztere ſind nur unverſtändige Reden, die aus dem angenommenen principio transsubstantiationis im heiligen Abendmahl herkommen. Wir nehmen ſonſt alle Gelegenheit wahr, die Unterkatecheten im Lande an ihn, Najanaiken, zu weiſen, daß er alſo auch als Oberkatechet Inſpection über ſie hat. Da aber gleichwohl die Glieder der Landgemeinde durch göttliche Gnade ſich von Jahr zu Jahr ziemlich vermehren, wie denn der Herr allein in dieſem Jahre 474 Seelen zu denſelben hinzu gethan hat: ſo haben wir für nöthig erachtet, dem Hochlöblichen Miſſions-Collegio den bisherigen Stadt-Katecheten Diogo als einen Candidatum zum Predigtamt in der Gemeinde vorzuſchlagen." (Cont. 48. S. 1503—1505.)

Die angegebenen Gründe für die Nichtordination des Najanaiken ſind der näheren Beleuchtung werth. — Auf den Vorſchlag, ihn zum Amt, „wenn auch — erſt unter Pareiern", zu ordiniren,

läßt ſich kaum eine Antwort finden, man beziehe denn dahin, daß die Pareier dem „größten Theil nach unreine und laſterhafte Leute“ ſind. Laſſen wir dies von den heidniſchen Pariahs gelten, ſo läßt ſich letzteres Prädicat doch nicht von den chriſtlichen Pariahs ſagen, die „durch göttliche Gnade“ zur Gemeinde hinzugethan worden waren. Es ſind aber die heidniſchen Brahmanen und Sudras um nichts weniger laſterhaft als die heidniſchen Pariahs. Dieſe übertreffen die andern im Laſter der Trunkenheit und im Stehlen werden aber in Unzucht, in Lug und Betrug und vornehmlich im Mord von den andern übertroffen. Was das „unrein“ ſein betrifft, ſo ſind es die Pariahs allerdings, aber nicht alle, wie die Miſſionare ſelbſt bekennen und auch vorher ſchon ſagten: „denn es giebt unter ihnen auch vernünftige, ehrbare und eines höhern Standes und beſſeren Tractamentes wohl würdige Leute.“ Rajanaiken war ein ſolcher. Schon als Unterofficier mußte er ſich an Reinlichkeit gewöhnen, und da er ſich in allen andern chriſtlichen Tugenden auszeichnete, wird er es auch an dieſer nicht haben fehlen laſſen. Es giebt aber auch und nicht wenige Sudras, — und durch viele Beiſpiele kann man ſich in Indien täglich davon überzeugen, — die viel unreinlicher ſind als manche Pariahs, mit welchen aber deshalb zu eſſen oder zu communiciren Niemand Bedenken trägt. Nicht um die Unreinlichkeit, ſondern um die Unreinigkeit handelt es ſich, und dieſe liegt in der Geburt.

Waren es die Heiden, um derentwillen Rajanaiken nicht ordinirt werden konnte? Von dieſen iſt unter den angeführten Gründen kaum hindeutend die Rede. „Der Unterſchied, heißt es, den die Einwohner des Landes unter ihnen (Pariahs) und den Suttirern machen, iſt groß und über die Maßen eingeriſſen.“ Bezieht ſich dies bloß auf die Heiden, ſo hätten ſich die Miſſionare um ſo mehr bewogen ſehen ſollen, den Rajanaiken zu ordiniren aus einem Grund, den ſie ſelbſt im Jahre 1735 angegeben haben, in welchem Preſſier, Walther, Dal und Boſſe ſchrieben:

„Den 13. bis zum 16. Auguſt hielt ſich der Landprediger in der Gegend von Sorhakkenur und Ulluttuccuppel im Lande auf, predigte am Sonntage, hielt mit ihrer dreizehn des Herrn Abendmahl, beſuchte die Gemeinde hie und da in den Häuſern und redete auch bei Gelegenheit das Wort zu den daſigen Heiden. Von denſelben

kamen drei der angesehensten am 18. dieses gewisser Geschäfte halber nach Poreiar, da sie denn auch den Landprediger in seinem Hause besuchten und hernach mit demselben zu und in die Stadt herein kamen, die Kirche und Schulen besahen und eine gute Weile im Gespräch mit uns zubrachten. Mit einem unter ihnen, der dorten Natan oder Oberhaupt ist, hat der Landprediger sonst schon öfters Umgang gehabt und hoffet, daß er sich werde einmal gewinnen lassen. Man hat bisher vielfältig angemerket, daß nach seiner Ordination die Heiden, welchen bekannt worden, daß er unter den Christen ihrer Nation zum Lehrer oder Vorsteher gesetzet sei, eine mehrere Hochachtung gegen ihn bewiesen, sich näher zu ihm gethan, auch wohl in seinem Hause gegessen haben. Durch Gewinnung solches Vertrauens wird gleichsam ein Stein der Hinderniß aus dem Wege geräumt. (Cont. 42. S. 740.)

Die Heiden boten also kein Hinderniß, warum Rajanaiken nicht ordinirt werden sollte. Er hatte mit großem Segen nicht allein unter den Pariahs, sondern auch unter höhern Kasten gearbeitet. Jener vornehme Beamte mit Namen Saneroſi z. B. (siehe Seite 43.) war durch ihn nach Tranquebar gekommen, um die Missionare zu hören. Daß einer deshalb den Heiden gar nicht oder nicht mit Erfolg predigen könne, weil er von Geburt Pariah ist, oder seine Kaste aufgegeben hat, ist eine Fabel, wenn schon eine alte, wie man sich in Indien täglich überzeugen kann. — Es war ein anderes Hinderniß, nämlich die Christen. Rajanaiken war Oberkatechet, hatte die Inspection über die Unterkatecheten und verrichtete als Landkatechet „alle diejenigen Dienste in vier Kreisen," die der ordinirte Landprediger in einem verrichtete; nur das heilige Abendmahl konnte er nicht administriren, weil nicht zu erwarten war, „daß ein Suttirer aus seinen Händen das heilige Abendmahl nehmen werde." — Um der christlichen Sudras willen also konnte der Oberkatechet Rajanaiken nicht ordinirt werden. Warum war nicht zu erwarten, daß ein Sudra aus seinen Händen das heilige Abendmahl nehmen werde? Waren diese Hände nicht rein, oder der Mann selbst unreinlich? Nein; sondern weil er ein Pariah war, weil an ihm die Geburts-Unreinigkeit haftete und die christlichen Sudras diese heidnische Ansicht mit den Heiden

gemein hatten. Weder seine Geburt von christlichen Eltern in der dritten Generation, noch das Wasserbad der heiligen Taufe, noch das Wort und der Geist Gottes, mit dem der Mann erfüllt war, noch das Blut unseres Herrn Jesu Christi, von dem die Kirche singt:

Daß auch ein Tröpflein klein
Die ganze Welt kann rein,
Ja, aus des Teufels Rachen
Frei, los und ledig machen!

konnte den fleischlichen Geburtsmakel in den Augen christlicher Sudras austilgen. Rajanaiken wurde von ihnen als unrein behandelt, weil sie ihn für unrein hielten; und darin liegt der heidnische Gräuel der Kaste in der evangelisch-lutherischen Mission. In allen Stücken konnten sich die Sudras von ihm bedienen lassen, alles konnten sie von ihm annehmen, nur nicht was mit Wasser bereitet oder flüssig war, und deshalb nicht das hochheilige Sacrament unsers Herrn, denn durch dasselbe hätte der fromme Pariah die heiligen Sudras verunreinigt. Das ist Heidenthum in starker Form!

Aber thun wir den Sudras nicht Unrecht? Man hat ja nicht einmal den Versuch gemacht, den Rajanaiken zu ordiniren; man vermuthete nur, „daß es nicht zu erwarten" war.*) — Der weitere Grund, den man gleich darauf angab, ist dürftig genug: „Die Pareier könnten leicht daher Anlaß nehmen, eine Verachtung desselben (heil. Abendmahls) in ihrem Gemüth aufkommen zu lassen," und noch weniger sagt das Beispiel, das zur Stütze dieses Grundes angeführt wird und das die Missionare selbst „unverständige Reden" nennen. Sie hatten einmal solchen Weg eingeschlagen und der Kaste Raum verstattet; von diesem umkehren und sie wieder aus der Gemeinde herausschaffen war nicht leicht. Der Gedanke, mit der Duldung derselben die Zahl der Convertiten zu mehren, von welcher in jenem Jahr 474 Seelen hinzugethan wurden (von deren Qualität ist uns freilich nichts gesagt), mochte sie auch bewegt haben. Hätten sie doch den Versuch mit Rajanaiken gemacht, es wäre wohl gegangen. Nöthig war ihnen ein Landprediger; Gott

*) Jetzt sind mehrere Pariahs, sehr tüchtige Leute, in andern Kirchengemeinschaften ordinirt.

hatte Rajanaikn dazu ausgerüstet und dadurch der Gemeinde gezeigt, „keinen Menschen gemein oder unrein zu heißen“; es gefiel Gott durch ihn „die Thüre mitten im Tanschauriſchen zu eröffnen“, wohin die Miſſionare vorzudringen lange gewünſcht hatten; er hatte von dorther die meiſten Convertiten zur Gemeinde gebracht, vielleicht mit ihm und nach ihm kein Katechet mehr ſo viel; Gott gab ihnen noch einen Fingerzeig durch die Aufforderung zur Ordination, die von Deutſchland aus kam; man fand „aber bis dato nicht“ wie man hierinnen durch kommen ſollte, und die Kaſte trug einen neuen Sieg davon.

Ferne ſei es von uns, über die Miſſionare jener Zeit den Stab brechen zu wollen. Einige von ihnen ließen ſich in ihrer Unerfahrenheit von den Katecheten irre leiten und leiteten andere irre. Ein gemachter Fehler in Behandlung der Kaſte zog andere nach ſich, und ſie den Sudra-Chriſten, — die darin den Heiden völlig gleichen, daß man ſie über alles angreifen darf, nur über die Kaſte nicht — gegenüber wieder gut zu machen, dazu gehörte ein feſter Muth und ſtarker Glaube. Andere haben wohl, wie es bis dato geht, darüber geſeufzt und dagegen gekämpft, konnten aber nicht durchdringen. Den folgenden Miſſionaren darf noch weniger zur Laſt gelegt werden. Sie traten das Uebel als eine böſe Hinterlaſſenſchaft von ihren Vorfahren an, und daß es unter ihnen treue Zeugen und Kämpfer dagegen gab, zeigt die fernere Geſchichte; aber auch, daß trotz der Größe des Uebels daſſelbe noch zunahm, und es damals noch beſſer damit ſtand als heute. Daraus iſt zu erſehen, daß die Kaſte kein Uebel iſt, das allmählig unter dem Einfluß des Chriſtenthums heilte, ſondern vielmehr als ein unheilbarer Krebs je länger je weiter um ſich fraß. Dafür und als Zeugniſſe für das bereits Geſagte führen wir weitere Stellen an.

Geiſter ſchrieb im Jahre 1789:

„Da ich noch mit ihm redete, kam der Malabariſche Schulmeiſter dazu und hörte einen Theil meiner Rede, und als ich mit ihm umkehrte, gab er mir zu verſtehen, es ſei nicht allein vergebens, ſondern auch eine unanſtändige Sache, mit ſo gemeinen und armen Leuten zu ſprechen. — Ich führte eine Stelle aus ihren Poeten an, welcher ſeine Landsleute verlacht, daß ſie einen ſolchen Unterſchied zwiſchen den niedrigen und hohen Geſchlechtern der Men-

schen machten, und sie fraget, ob sie an ihrem Schienbein Kennzeichen und Merkmale hätten, womit sie beweisen könnten, daß sie nicht von dem gemeinen Stamm des menschlichen Geschlechts ihre Abkunft hätten."

Dal. Bosse, Obuch, Wiedebrock, Kohlhoff im Jahre 1740:

„Daselbst (in Mayaveram) hat er (der Landprediger) mit einigen Römischen ein Gespräch gehalten von der Sünde des Bilderdienstes, von der Weglassung des Sacraments des heil. Abendmahls und andern Irrthümern der römischen Kirche. Sie haben gesagt, man mache in Tranquebar keinen Unterschied unter Reinigkeit und Unreinigkeit unter Pareiern und Suttrern und andern Geschlechtern, man bete die heilige Mutter nicht an u. s. w. Auf solches Alles hat er ihnen gehörigen Bescheid gegeben."

Welchen Bescheid er gab, ist nicht gesagt; aber sich zu dem Vorwurf bekennen konnte man nicht mehr.

Dieselben nebst Fabricius und Zeglin im Jahre 1740:

„Bei solcher Veränderung kann denn auch Rajanaiken zum Oberkatechaten bestellet und ihm dadurch etwas mehreres anvertrauet werden, als ihm bisher anvertrauet gewesen ist, nur daß er das heil. Abendmahl und andere actus ministeriales nicht verrichte; wegen dessen wir schon vormals, nicht eben aus Besorgung eines Mangels seiner Tüchtigkeit, sondern wegen des unter den Tamulern so sehr eingerissenen und dominirenden Unterschiedes der Geschlechter, Vorstellung gethan haben." (Cont. 52. S. 702.)

Dieselben im Jahr 1741:

„Er (nämlich der Landprediger Diogo) soll auch dafür halten, daß er für alle und jede, die sich darin (nämlich in den ihm zugewiesenen Gemeinden) befinden, sie seien von niedrigen oder hohen Geschlecht, dem Eigenthums-Herrn Rechenschaft geben müsse. Dergestalt soll er nicht nur in der Gemeinde verfahren, sondern auch die Leute in ihren Häusern besuchen und sie, wie es nöthig thut, besonders ermahnen. Wenn sich einige krank befinden, so gehet er in ihr Haus und reichet ihnen das heil. Sacrament, wofern sie ein gut Zeugniß haben. Er soll auch nachher selbst in's Hochzeithaus gehen. Wenn sich aber

eine wichtige Hinderniß findet, so soll wenigstens der Gehülfe dabei sein, alle heidnischen Ceremonien verhindern und durch Gebet und Wort Gottes den Ehestand heiligen." (Cont. 54. S. 1074—5.)

Dal, Bosse, Obuch, Wiedebrock, Kohlhoff, Jeplin, Madenup im Jahr 1742:

„Dieses Gnanamuttu Brüder haben zwar mit ihm ehemals die Taufe allhier empfangen, sind aber wieder ins Heidenthum gerathen . . . . . Unter selbigen hatte einer, Namens Maru Danajegam, diesmals ein Blet (Brief) an uns geschrieben, darinnen er ein offenherziges Bekenntniß von dem Leiden ableget, so er seinem an der christlichen Religion, wie er schreibet, festhaltenden Bruder Gnanamuttu und dessen Weibe (von der er meldet, daß sie noch ernstlicher als ihr Mann sei), wie auch dem Josua und dem Landprediger Aaron, auf seiner im vorigen Jahre dahin angestellten Reise, angethan. Er will aber die Schuld seines Rückfalles aus Unverstand auf die vorigen und jetzigen Missionare schieben, da wir keinen solchen äußerlichen Unterschied, nach der in diesem Lande hergebrachten Gewohnheit, zwischen Pareiern und Suttirern statuiren wollten, und deßhalb ihn als einen Suttirer zu einem Pareier-Katecheten ins Haus gehen heißen; daher er denn auch in seinem Gemüth eine Abneigung vor der christlichen Religion aufkommen lassen. Er verspricht indessen, wenn wir unser Verhalten hinfüro hierinnen ändern würden, nicht allein seinen Abscheu an der christlichen Religion fahren zu lassen, sondern auch mit seinen Brüdern auf die Ausbreitung der christlichen Religion an ihrem Orte mit Fleiß bedacht zu sein."

Dieser Fall würde schwerlich vorgekommen sein, hätte man gleich von vorne herein den Convertiten vom Wesen der Kaste unterrichtet und ihm nicht die Hoffnung gelassen, diesen Lappen des alten Kleides auf das neue setzen zu können. Da man ihm denselben gelassen hatte, konnte man ihm nicht wohl zumuthen, in das Haus eines Pareier-Katecheten zu gehen. — Wenn ein Pariah durch die Beschneidung ein Muhamedaner wird, hört er auf Pariah zu sein, er ist Allen: Muhamedanern, Heiden und Christen ein Muhamedaner, weil diese keine Kaste haben. Von seinen Glaubensgenossen macht jeder Gemeinschaft mit ihm, und dies ist allgemein bekannt. Wird aber einer durch die Taufe ein Christ, dann bleibt er den

Christen und Heiden ein Pariah, weil die Christen die Kaste halten, Niemand macht Gemeinschaft mit ihm, als ein Pariah. Deßhalb ist der Grundsatz Ziegenbalgs: „Wir dulden solchen Unterschied nicht" der allein richtige.

Sämmtliche Missionare schreiben im Jahre 1744:

„Die Schulmeister haben dahin zu sehen, daß die Suttirer- und Pareier-Kinder beim Lernen, Schlafen und Essen abgesondert seien." (Th. V. Cont. 58. S. 1532.)

Die Kastenunterschiede in der Schule wurden diesemnach zum Gesetz gemacht: die Kinder durften nicht mehr mit einander lernen, schlafen und essen, also in diesen Dingen Gemeinschaft haben. Den jungen Christen wurde so frühzeitig die Haltung der Kaste eingeprägt. Wenn das am grünen Holz geschah, was sollte am dürren werden? An der Saat, die in diesen christlichen Kostschulen also ausgestreut wurde, hat die Mission noch zu erndten. Natürlich geschah es bloß um der Alten willen, wie die Missionare Dal, Obuch, Wiedebrock, Kohlhoff, Zeplin und Maderup in demselben Jahre schreiben. „Den 13. März besahen zween Tamuler die Tamulischen Schulanstalten. Sie bewunderten die Einrichtung sehr und sagten: Es ist alles gut, man redet von euch weit und breit; aber eins will Vielen nicht gefallen, nämlich, daß ihr die Geschlechter zusammen mischt. Man zeigte ihnen, wie sie in vielen Stücken irreten, und wie wir ihnen hiebei doch in etwas nachgegeben hätten. Dabei wurde ihnen auch vorgehalten, wie vor Gott kein Ansehen der Person gelte, und wie nöthig es übrigens sei, davon zu reden, und darnach zu trachten, daß man Gott wohlgefällig sei und wandle."

Ohne Zweifel hegten die Missionare die gute Hoffnung: christlicher Unterricht und die Kraft des Evangeliums werde die Kaste der Christen in Kindern und Alten überwinden. Diese Hoffnung hat sich aber nach hundert und funfzig Jahren noch nicht bewährt, noch erfüllt, sondern es ist mit dem Uebel je länger je ärger geworden. Es gibt Uebel, die sich mit dem Christenthum nicht vertragen, oder die das Christenthum nicht verträgt, wenn es nicht selbst Schaden leiden soll, und die Kaste ist ein solches Uebel. Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Einen Krebsschaden heilt weder Pflaster noch Salbe, nur Amputation kann helfen. Hand

oder Fuß, wenn sie ärgern, muß abgehauen werden, soll nicht der ganze Leib verderben. — Die Landprediger scheinen die einzigen unter den Sudra-Christen gewesen zu sein, die die Kaste aufgegeben hatten.

Der Landprediger Diogo schreibt im Jahr 1747:

„Des Nachmittags ging ich nach Tirupallatürei. Im Suttirer-Dorf verkündigte ich einigen Heiden, daß nur in Jesu Heil sei, und daß man es für kein höheres Geschlecht zu achten habe, als wenn man diesem Jesu zugehörig sei. . . . Hierauf ging ich nach Siarhi und logirte in des Pareier-Christen Anandens Hause." (Th. VI. Cont. 50. S. 1125 u. 1195.)

Ein Landprediger konnte unbeschadet seiner Wirksamkeit unter den Heiden seine Kaste aufgeben und bei einem Pariah logiren. Warum konnten die Sudrachristen dies nicht? Nicht die Heiden hinderten sie daran, sondern der eigene Wille. — Man hat neuerer Zeit wegzuleugnen versucht, daß die Landprediger mit ihren europäischen Amtsbrüdern und andern Christen Tischgemeinschaft gemacht hätten; aber vergeblich, denn es leben noch Zeugen, die dies bestätigen. Neben der angeführten Stelle sagt auch Dr. Graul, damals in Indien (in seinem Schriftchen: „Die Grundsätze der Ev.-Luther. Mission zu Leipzig in Bezug auf die Kastenfrage"): „Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß schon zur Zeit von Schwarz die Härte des Kastenunterschiedes sich so weit gemildert hätte, daß die eingebornen Landprediger mit ihren europäischen Amtsbrüdern zu essen keinen Anstand nahmen." (Missbl. Nr. 5, 1852. S. 70.)

Wiedebrock, Kohlhoff, Zeplin, Maderup, Klein schreiben im Jahr 1750:

„Einem Heiden wurde etwas weitläufig zugeredet, daß, da im Heidenthum keine Vergebung der Sünden und Seligkeit zu hoffen und selbige Güter allein durch den Glauben an den Herrn Jesum zu erlangen seien, auch er sich zu Jesu bekehren und selig zu werden suchen möchte. Er aber machte ein und andere Einwürfe. Der seiner Meinung nach wichtigste Anstoß an uns war, daß wir aus Suttirern und Pareiern eins machten, und auch insonderheit uns von Pareiern Essen kochen ließen. Gegen die Antworten hierauf konnte er nichts aufbringen." (Th. VII. Cont. 50. S. 53.)

Was war den Heiden gegenüber gewonnen, daß man in der

Kirche einen Unterſchied zwiſchen Sudras und Parials erlaubte? Die Heiden wiederholten trotz dem immer wieder: ihr macht „Eins“ aus ihnen. — Um ihnen die Annahme des Chriſtenthums zu erleichtern, hat man auf ihren Aberglauben zu viel Rückſicht genommen, aber dabei überſehen, daß damit das Heidenthum ſelbſt in die Kirche einſchlich. Mit dieſer Rückſichtnahme hat man dem Evangelium keinen Vorſchub geleiſtet, ſondern ihm vielmehr Hinderniſſe bereitet. Es erprobt ſich immer wieder, daß diejenigen, die offen und gerade heraus die Wahrheit bekennen und einem hochmüthigen Heidenthum gegenüber die Schmach Chriſti mit Freuden auf ſich nehmen, und von der dem natürlichen Menſchen ſchwerſten aller Tugenden, der Demuth am meiſten Beweiſe geben, bei den Heiden den größten Eindruck machen, am meiſten geachtet werden und mit dem reichſten Segen arbeiten. Folgendes auch beſtätigt dies.“

Die vorigen Miſſionare mit Schwarz und Polzenhagen ſchreiben im Jahr 1750, 1751 und 1754:

„Matthäus, der Gehülfe in Tatteniur, und Schawwi, der Unterkatechet in Siarht, und Paramanandan, der Gehülfe in Terirhandur haben uns gleichfalls vor etlichen Tagen die Verzeichniſſe ihrer Arbeit vorgeleſen. Erſterer berichtete unter andern, daß da er in Nöduwaſel, vor dem Hauſe des Aufſehers an dem Orte vorbei gegangen ſei, er von den Heiden, welche ſich daſelbſt verſammelt gehabt, angerufen worden, die ihn gefragt, ob er wahrſagen könne. Als er mit Nein darauf geantwortet, hat ein anderer aus dem Haufen ein Buch begehret, welchem der Gehülfe ein neues Teſtament gereichet. Noch ein anderer aber hat geſagt: Gieb dem Pareier das Buch zurück. Worauf der Gehülfe ihm ein malabariſches Sprüchwort, worin der Unterſchied der Geſchlechter verworfen wird, vorgehalten, und darauf aus dem erſten Kapitel der Epiſtel an die Römer vom 18. Vers bis zu Ende vorgeleſen und darüber Anmerkungen gemacht. Einer aus dem Haufen hat anfangs wollen darein reden, den aber ein angeſehener Mann abgeführet und geſagt: Du redeſt wie ein Thor, laß den jungen Menſchen reden.“ (Th. VII. Cont. 74. S. 211.)

„In obgedachtem Orte ſelbſt that erſt ein Mann, als verſtünde er gar nicht, was man zu ihm rede und wich aus. Hierauf bekam

man an zween Orten aufmerkſame Zuhörer. Einer ſagte treuherzig heraus: Man wird mich heißen einen, der in ein anderes Geſchlecht gekrochen. Man zeigte ihm, daß das Geſchlecht des Teufels, in welchem alle Heiden wären, ein ſchändliches, hingegen Gottes Geſchlecht, in welches die, ſo dem Worte Gottes Gehorſam würden, treten, ein heiliges Geſchlecht ſei." (Th. VII. Cont. 75. S. 347.)

„Nach dem Bericht des dem Schawri zur Hand gehenden Gehülfen Martin, hat er eine chriſtliche Suttirerfamilie aufgeſucht, die über ſeinen Beſuch gar vergnügt geworden. Der Mann hat ihn heißen auf den Pial, oder verdeckten Sitz vor dem Hauſe, ſitzen, und einen Vortrag thun, welches Martin aber, weil er von niedrigem Geſchlecht iſt, ohnerachtet des Suttinerchriſten anhaltenden Begehrens nicht thun wollen, ſondern ſich in dem Hofe auf die Erde geſetzt und ihm und noch ein paar andern Chriſten vom Pareien-Geſchlecht, ſo der Gehülfe bei ſich gehabt, nach Anleitung des Textes Joh. 10, 11—16, ein Wort der Ermahnung geſagt. Der Suttirer-Chriſt hat ihm dann ein Frühſtück gegeben, ihn auch zum Mittageſſen bleiben heißen, welches letztere er aber ausgeſchlagen. Noch iſt er von einem Heiden ins Haus gerufen worden, dem er das Wort Gottes verkündigt, auch etwas Speiſe von ihm angenommen hat." (Th. VII. Cont. 81. S. 1325.)

Wie die Chriſten mit den Heiden durch die Kaſte zuſammenhängen und durch dieſe beeinflußt werden, zeigt folgender Streit, der ſich auf Tranquebarſchem Gebiete mehrmals wiederholte und an dem auch die Chriſten rechter und linker Hand Kaſte bis auf unſere Zeit herab ſich ernſtlich und thatſächlich betheiligten.

Wiedebrock, Kohlhoff, Zeplin, Maderup, Klein, Schwarz und Dame ſchreiben im Jahre 1759 und 1761:

„Da in voriger Woche die Geſchlechter von der linken Hand ſich abermals der Freiheit bedienet, und auf einer Hochzeit eine Pandel oder Laubhütte vor dem Hochzeitshauſe aufgerichtet, und Braut und Bräutigam im Palanquin herumtragen laſſen, auch geſtern auf einer andern Hochzeit es aufs Neue wagen wollten, ſo wurden die Geſchlechter von der rechten Hand hiedurch dermaßen aufgebracht, daß ſie Gegenvorſtellung thaten, ja ſich von der Compagnie Grund wegbegaben. Die hieſige Obrigkeit weiß in dergleichen Fällen unmöglich zu rathen, ſondern kommt in großes Gedränge.

Gibt sie denen von der rechten Hand nach, so entweichen jene, da man denn keinen Nagel ꝛc. bekommen kann. Sucht sie denen von der linken Hand etwas nachzugeben, so gehts, wie wir es nun schon etliche Tage erfahren haben. Alle Kaufläden sind geschlossen, die Fischer fischen nicht, der Wäscher wäscht nicht ꝛc. und keine Victualien kommen in die Stadt. Wollte die Obrigkeit Gewalt brauchen, so würde das Uebel nur ärger werden, denn das ganze Land hängt hierinnen zusammen. Wir haben in diesen Tagen an verschiedenen Orten mit diesen elenden Leuten geredet, ihnen bezeugt, daß sie hierinnen sich wider Gott und ihre Obrigkeit versündigten, und daß sie solchen Hochmuth fahren lassen sollten; es ist aber alles in den Wind gesprochen, ja sie verwundern sich, daß man anderer Meinung ist. Der gnädige Gott steure allem Unwesen und beuge dieses unbändige Volk unter sein sanftes Joch!

„Da Jemand von uns heute in dem Pareierdorfe von der Vorstadt mit einigen Christen die vorige Sonntagspredigt wiederholete, that man auch des jetzt erwähnten Aufruhrs, den die Geschlechter von der rechten Hand gegen die hiesige Obrigkeit gemacht, Erwähnung; und weil sich leider manche von unsern Pareierchristen (die der rechten Hand angehören) dazu verleiten lassen, daß sie mit den andern Kasten oder Geschlechtern von hier nach Anandamangalam gegangen, so suchte man die Christen und Christinnen von ihrem sträflichen Ungehorsam gegen ihre christliche Obrigkeit zu überzeugen, und bezeugte seine Wehmuth darüber, daß die Christen durch solch ihr böses Verhalten vornehmlich unter den europäischen Christen allhier den Namen Gottes lästern gemacht hätten. Allein die Leute schienen der Ueberzeugung nicht recht Platz zu geben und meinten, daß die Obrigkeit sich in solchen Umständen den hergebrachten Gewohnheiten des Landes nicht entgegensetzen dürfe ꝛc. Es ist nicht zu beschreiben, wie fehr die Geschlechter bei solcher Gelegenheit zusammenhalten, und entweder aus Hochmuth, da sie andern Geschlechtern einige Vorzüge nicht gönnen, oder aus Furcht, daß die mit ihnen verbundenen Geschlechter die verweigerte Vereinigung mit ihnen sehr ahnden würden, sich aufs Eifrigste zusammenthun. Insonderheit werden die Parlah von den andern Geschlechtern gebraucht, daß sie in der Stadt und auf den Compagniedörfern bei Tag und bei Nacht heimlich und öffentlich

herumgehen, und alle, welche noch nicht den Grund der Compagnie verlassen und sich zu dem auf des Königs von Tanschaur Dörfern befindlichen Haufen begeben, dazu mit den härtesten Drohungen und auch wohl mit Schlägen anhalten. O! daß doch der Geist Christi solche Verbindung der Seelen in der Gemeinde hervorbringen möchte, mit zusammen gesetzten Kräften dem Himmelreich Gewalt anzuthun, und die uns bestimmten Vorzüge durch unsere Feinde uns nicht rauben zu lassen!" (Th. VIII. Cont. 92. S. 812—813.)

Die dänische Regierung in Tranquebar wußte sich in dergleichen Fällen „unmöglich zu rathen", sondern kam „in großes Gedränge", weil ihre Unterthanen leicht auf ein anderes Gebiet wegziehen konnten. Der englischen Regierung können sie nicht entlaufen, und sie weiß sich Rath zu schaffen. In Betreff der im Januar 1859 in Tinnevelly wegen des Begräbnisses eines Christen von niederer Kaste zwischen Heiden und Christen ausgebrochenen Unruhen spricht sich die Regierung der Madras-Präsidentschaft folgendermaßen aus: „Es ist wohl bekannt, daß in manchen Städten dieser Präsidentschaft ähnliche Dispute zwischen verschiedenen Hindukasten oder zwischen Gliedern der rechten und linken Hand Kaste geherrscht haben, und daß ein Theil den andern vom Gebrauch der öffentlichen Straßen ausgeschlossen hat. Solche Ausschließung darf nicht geduldet werden."

Das Folgende, obgleich nicht zur Sache gehörig, findet hier eine Stelle, weil daraus ersichtlich, daß die Pariahs auch eine Macht im Staate bilden, die nicht zu verachten ist, und die, wie der Pariahkatechet Rajanaiken, der das Vertrauen seiner Missionare in so hohem Grade besaß, auch von einem heidnischen Könige geehrt wurde.

Kohlhoff, Zeglin, Maderup, Klein schreiben im Jahr 1767: „Den 8. December erzählte unser Landkatechet Rajanaiken (welcher schon den 5. dieses Abends hieher gekommen war), daß den 14. vorigen Monats in Tanschaur eine fürchterliche Tragödie gewesen. Es hat nämlich der König die tamulischen Geschlechter von der linken Hand, die wegen des von den Geschlechtern, so von der rechten Hand sind, gegen sie gemachten Aufstandes entwichen, wiederkommen heißen, und ihnen zu dem Ende einen Wagen, nebst

100 Mann zu Fuß und 50 Mann zu Pferde, zu ihrer Einhohlung und Beſchützung zugeſandt. Als nun dieſelben gegen Abend an das Thor der Feſtung von Tanſchaur gekommen, ſind ſie von einigen Tauſend Pareiern, die zur rechten Hand gehören, überfallen worden, welche den Wagen in Trümmern zerſchlagen und bei 70 Mann von den zur linken Hand gehörigen Geſchlechtern theils verwundet, theils getödtet, theils in den Stadtgraben hinunter geſtürzet, wo ſie zum Theil von den Crocodillen gefreſſen, zum Theil von ihnen mit großen Lanzen niedergemacht worden. Die ihnen vom König zugeſandte Bedeckung hat ſich der Sache gar nicht angenommen, ſondern nur zugeſehen, weil die Infanterie auch von der rechten Hand, die Reiter aber Mohren (Muhamedaner) geweſen, die ſich für zu gering gehalten haben, ſich darein zu mengen. Der König iſt hierüber ſehr entrüſtet worden, und hat die 100 Mann zu Fuß gleich aus dem Dienſte geſtoßen, und hiernächſt den Entſchluß gefaſſet, alle Pareier aufſuchen und hinrichten zu laſſen. Die Ausführung deſſelben hat er einem ſeiner vertrauten Miniſter, einem Marattier, Namens Wala-Sindei aufgetragen, der die Pareier aufſuchen laſſen, die ſich aber, da ſie davon Kundſchaft bekommen, dem mehrſten Theil nach wegbegeben, wie denn auch der Katechet und Schulmeiſter deswegen nach Naniſchikoddei, wo nur Kaller ſich aufhalten, auf einige Tage geflüchtet. Dem Befehl des Königs zufolge ſind vier Pareier ergriffen worden, welche aber eigentlich nicht zu den Aufrührern gehören ſollen. Dieſe hat der König an demſelben Orte, wo den Tag vorher ſo viele maſſacrirt worden, juſtificiren, das iſt Kopf, Hände und Füße abhauen und endlich viertheilen heißen. Den 19. Nov. ſind bei 50 königliche Soldaten zu Fuß und einige Pions (Polizeiſoldaten) vom König geſandt, die den Katecheten aufſuchen und nach der Feſtung führen müſſen, da ihm den Tag darauf im Namen des Königs angetragen worden, daß er das Haupt der Pareier ſein und täglich vom König bis zehn Goldfanam (1 = 3½ Anna oder 3½ gGr., eine für jene Zeit große Summe) Beſoldung haben ſollte. Er hat dagegen alle möglichen Entſchuldigungen vorgewendet, die aber nicht angenommen wurden, und iſt dieſe Sache indeſſen bis auf den 27 November hangen geblieben, in welcher Zeit er viermal wieder

in den Palaſt gerufen worden. Seine Widerſacher haben aus Furcht, es möchte dieſe Sache endlich zu Stande kommen, ihm aufgelauert, ſo daß er zween Tage ſich verſtecken müſſen. Da er nun endlich von dem Herrn Capitain Berg ſelbſt benachrichtigt worden, daß ihm der König binnen zween Tagen ein Kleid und dadurch die Beſtällung zu der ihm zugedachten Bedienung geben laſſen wolle, ſo hat er den Capitain wiſſen laſſen, daß er nach Tranquebar gehen würde, indem er ſich ſeines Lebens nicht ſicher halte, er möchte das Amt annehmen oder ausſchlagen. Der Capitain iſt zwar mit dieſer Reſolution nicht zufrieden geweſen; es iſt aber doch Rajanaiken den 20 November ganz frühe weggegangen und glücklich bis Tirupalaturei und endlich nach Madapakudi gekommen, allwo er ſich drei Tage bei ſeinem Bruder aufgehalten, bis er endlich hier angelanget." (Th. IX. Cont. 108. S. 1681 u. 1682.)

Mit Miſſionar Schwarz kam ein beſſerer Geiſt und ein entſchiedeneres Auftreten gegen die Kaſte in die Miſſion. Ohne Zweifel würde auch er beim Beginn einer Miſſion dem Grundſatz Ziegenbalgs: „Unter uns Chriſten wird ſolche Thorheit nicht geduldet" gehuldigt haben; aber unter den beſtehenden Verhältniſſen war ſeine Praxis gewiß die richtige. Das Kaſtenübel fand er ſchon in hohem Grad unter den Chriſten vor, und doch hat er dagegen mehr gethan, als ſeine Vorgänger. Hätten alle folgenden Miſſionäre mit demſelben Ernſt und in demſelben Geiſt gegen die Kaſte gekämpft, ſo würde es heute damit in unſerer Miſſion beſſer ſtehen. Schwarz beſtätigt auch, daß ein Patiah, wenn er nur der rechte Mann iſt, wohl mit Leuten höheren Ranges umgehen kann; warum ſollte es nicht ein jeder können, ob er Kaſte hält oder nicht?

Schwarz ſchreibt im Jahre 1768:

„In meinem letzten habe ſchon gemeldet, wie Ettuwaien ſich wieder herbei gefunden. Er ſcheint es jetzo redlich zu meinen. Ich habe ihn wieder angenommen als Katecheten. Doch laſſe ich ihn nie allein ausgehen, ſondern ſende je zween und zween. Samuwain und Davaneſen ſind Suttirer, Ignaſi Muttu und Söttinaiken aber Pareier. Die beiden Pareier aber halten ſich ſo reinlich, daß ſie gar keine Schwierigkeit finden, mit

Suttirern umzugehen.“ (Neuere Gesch. der evangel. Mission, Stück 1, S. 257.)

Derselbe schreibt im Jahr 1773:

„Der jüngere Bruder wußte noch nicht, daß der ältere getauft war. Der ältere wurde also näher unterrichtet. Die Katecheten machten sich auch an den jüngern, welcher aber gar feurig war und sagte: Ich leide es noch wohl von dem Priester, wenn er von der Abtretung des Heidenthums mit mir redet und trage es mit Geduld; ihr aber müsset euch dergleichen nicht unterstehen, sonst schlage ich euch ins Gesicht. Ich hörte von seinem hitzigen Betragen und nahm ihn vor, doch mit Liebe. Ich habe gehört, sagte ich, daß du etwas warm und zornig bist. Nun ich verwerfe dich deswegen nicht. Ich kann dich versichern, daß ich mehr Hoffnung zu dir habe, als zu solchen, welche zu allem gleich ja sagen. Siehe, hier ist ein Häuflein Heiden, welche unterrichtet werden. Sie sind von hohen und niedern Geschlechtern. Nun glaube ich gern, daß dein Hochmuth es nicht vertragen kann, sogleich unter sie dich hinzusetzen. Du kannst etwa 20 Schritt abwärts sitzen und so in der Nähe zuhören. Nachdem du Alles angehöret, alsdann wirst du besser im Stande sein, von der Lehre zu urtheilen. Du magst sie dann annehmen oder verwerfen, je wie du überzeugt sein wirst. Und ihr Katecheten, sagte ich, laßt ihn ein Paar Tage ganz ruhig, bis sich die Hitze ein wenig gelegt hat. Diesen Rath hörte er halb mit Unwillen, halb mit gutem Willen an, kam ein und andermal ganz von der Seite, bald darauf näher und endlich setzte er sich zu meinen Füßen nieder. Ich saß in der Mitte. Bald darauf las er ein wenig und wurde ganz aufmerksam. Nach drei Monaten fragte ich ihn, was er nun dächte und ob er den Herrn Christum durch die heilige Taufe anziehen oder ob er in seinen vorigen Wegen bleiben wolle. Nein, sagte er, ich begehre nun getauft zu werden. Wir merkten vorher, daß er herzlich vor sich betete. Er wurde öffentlich getauft und erwählte den Namen Samuel.“ (Neuere Miss.-Nachr. 12. St. S. 1634—35.)

Der fromme und vortreffliche Pohle giebt uns ein Beispiel von dem, was man den Kastenchristen gegenüber mit Entschiedenheit und

Geradheit durchsetzen kann. Er war sich seines Rechts als Diener der Kirche, der die Ordnung zu machen und zu handhaben hat, und seiner Pflicht als ein Haushalter über die Geheimnisse Gottes, der die Perlen nicht vor die Säue wirft, bewußt und handelte ohne Rücksicht auf heidnische Satzungen, Aberglauben und Ansehen der Person. In unserer Zeit würde er der Anwendung von Zwangsmaßregeln beschuldigt worden sein.

Pohle schreibt im Jahre 1779:

„Bei mir zu Tirutschinapalli trinken Suttirer und Pareier aus einem Kelch bei dem heil. Abendmahl. Hierüber ist auch meines Wissens nie ein Streit hier vorgefallen. Allein darüber, welches Geschlecht den Vorrang haben solle, haben sie sich unter einander sehr gestritten. Ich wußte von dem Allen anfänglich nichts, bis ich's endlich erfuhr und habe den Suttirern auch diesen Unterschied und Vorgang nicht eingeräumt. Ich bedeutete die Katecheten, da sie mich in Herrn Schwarzens Abwesenheit deswegen fragten, sie müßten nicht denken, daß sie da zusammen kämen, ihren Schornu (Reis) zu essen und Kangsi (Reiswasser) zu trinken. Da möchten sie es halten, wie sie wollten. Allein hier sei des Herrn Tisch und der müsse schlechterdings unendlich weit unterschieden werden. Wir sollten dadurch weder Suttirer noch Pareier, sondern gute Christen werden, und uns als Glieder an dem Leibe Jesu vereinigen. Wenn diese Vereinigung nicht in diesem Leben stattfinde, so werde sie auch in jenem Leben nicht sein. In dem heiligen Abendmahl müßten wir nicht für den eitlen Hochmuth Futter suchen. Da die Schwachheit der Leute vorgeschützt wurde, antwortete ich, nachdem ich es ihnen gesagt und aus dem Worte Gottes gezeugt hätte, so wäre es keine Schwachheit und Unwissenheit mehr. Zudem müßten wir nicht immer schwach und Kinder im Christenthum bleiben wollen, sondern auch zum männlichen Alter übergehen und stark zu werden suchen, und wie wir würden Rechenschaft geben müssen, wenn wir nicht also zu wachsen trachteten ꝛc. Sie wurden überzeugt, gaben recht und nun fragen sie nicht mehr. Ich zeigte es ihnen auch mit meinem Exempel, reichte mir das heilige Abendmahl zuletzt, und trank aus demselben Kelch, aus welchem alle Suttirer und Pareier ge-

trunken hatten. Sie thaten darüber die Augen recht auf und wurden beschämt. Es ist wahr, wenn man aufrichtig gerade durchgehet, so stößt man wohl hier und da hart auf, aber man sieht auch endlich herrliche Früchte davon unter göttlichem Beistand." (Neuere Miss.-Nachr. 24 St. S. 1424 u. 1425.)

Die Eingangsworte von Vorstehendem sind ohne Zweifel eine Antwort auf die Frage von Europa aus: Haben Sie in Tritschinopoly auch zwei Kelche, einen für die Suttirer und einen für die Pareier beim heil. Abendmahl, wie wir hören, daß sie in Tranquebar haben? und die Antwort ist: „Bei mir in Tirutschinapalli trinken Suttirer und Pareier aus einem Kelch bei dem heil. Abendmahl." In Tranquebar wurden zwei Kelche bei der Austheilung des heiligen Abendmahls gebraucht. Diese Thatsache versuchte man in Abrede zu stellen; sie verhält sich aber nach Aussage eines noch lebenden, sehr alten und glaubwürdigen Zeugen folgendermaßen: „In Tranquebar wurden zwei Kelche beim heiligen Abendmahl auf den Altar gesetzt, beide consecrirt, und aus einem die Sudras, aus dem andern die Pariahs getränkt. Daniel Pullei, der Schiristidar, (ein angesehener Beamter im Dienste der dänischen Regierung) verlangte mit dem damaligen Missionar Dr. John die Abstellung dieses Aergernisses. Der eine Kelch wurde weggethan, aber in der Gemeinde entstand darüber ein Aufruhr, und von den Sudra-Christen kamen viele lange Zeit nicht wieder zum Abendmahl." Ein todter Zeuge ist auch jener noch vorhandene Kelch, dem der Name „Pariahkelch" bis auf den heutigen Tag geblieben ist, den er auch nicht ohne Ursache führt.

Der jüngere Kohlhoff, gestorben im Jahr 1844, erzählt von diesem Daniel Pullei folgende Anecdote:

„Eines Sonntags wohnte ein angesehener und frommer eingeborner Christ, der, ein Seristadar im Dienste der dänischen Regierung zu Tranquebar, in Geschäften zum Könige von Tanjore gekommen war, dem heiligen Abendmahl bei. Unter den Communicanten nun zwischen diesem Manne und Rajappen, einem eingebornen Prediger, war noch für eine Person Platz, und Missionar Schwarz winkte Gabriel, einem achtbaren Pariah-Katecheten, heranzutreten und an der leeren Stelle niederzuknieen. Das that der-

selbe. Nun reichte Schwarz das Sacrament ihm zuerst und darauf dem Daniel Pullei und andern. Nach dem Gottesdienst bemerkte Rajappen gegen Daniel Pullei, wie anmaßend es von dem Pariah gewesen sei, mit den Sudras zugleich zu kommen; Daniel Pullei aber erwiderte: Sprechet doch nicht davon; denn wenn wir an des Herrn Tisch treten, so müssen wir alle ohne irgend einen Unterschied als arme Sünder kommen."

Dies ist wieder ein schlagendes Beispiel, daß Kaste nicht unsere Rangordnung ist. Gegen das Herzukommen des Katecheten Gabriel konnte der eingeborne Prediger Rajappen keine Einwendung haben; aber gegen den Pariah hatte sie der Sudra. Hat Miss. Schwarz durch das Herzurufen des einen nicht einen verwerflichen Zwang gebraucht?! oder vielmehr nur eine Amtspflicht erfüllt? —

Kiernander schreibt im Jahr 1780:

„Hiebei fällt mir ein, wie mir aus einer gewissen Reisebeschreibung vorgelesen worden, daß man hier in Indien keine andere Proselyten mache, als solche, die aus ihrer Kaste ausgestoßen wären. Das ist ganz wider alle Wahrheit. Der Autor muß sich eine Unwahrheit haben aufbürden lassen von solchen, die selbst nichts von der Sache gewußt haben. In der ganzen Zeit von vierzig Jahren, welche ich hier in Indien zugebracht habe, habe ich hierin kein einziges Exempel erfahren. Wohl aber müssen alle diejenigen Heiden, die das Christenthum annehmen, ihre Kaste selbst verlassen;*) denn die heidnische Lebensart und Gebräuche, welche alle mitmachen müssen, die zu der Kaste gehören, können unmöglich mit dem Christenthum bestehen; die Christen müssen also aus solcher Verbindung austreten. Aber das ist wahr, daß sie alsdann von den Heiden verfolgt und verschmäht werden, welche dann sagen, sie seien von ihrer Kaste verstoßen worden, da sie doch selbst die Kaste freiwillig verlassen haben, und in sofern sie die heidnischen Gebräuche des Geschlechtes nicht mehr mitmachen, auch aller Vortheile derselben verlustig gehen. Ich will nur einen

*) Kiernander arbeitete in Bengalen, von wo aus er dieses schrieb und wo die Christen keine Kasten haben und also jeder Convertit deshalb sie aufgeben muß.

Vorfall dieſer Art melden. Als Iſaac zu Cudelur ein Chriſt wurde, der zu einer höhern Kaſte gehörte, und vorher nicht aus derſelben geſtoßen war, da rotteten ſich etliche Hundert aus ſeiner Kaſte zuſammen, gingen zum Gouverneur vom Fort St. David und verklagten mich, daß ich einen aus ihrer Kaſte zum Chriſten gemacht hätte und verlangten, daß der Gouverneur mir befehlen möchte, die Taufe von ihm zu nehmen und ihn wieder zu ihrer Kaſte zurückzugeben. Die Antwort des Gouverneurs war, daß er ſolche Ordre nicht geben könne, ſondern es ſollte ihm vielmehr lieb ſein, wenn ſie auch alle Chriſten werden wollten. Hierauf kamen ſie in großer Menge zu mir vor das Miſſionshaus und verlangten eben das von mir. Da aber weder ich, noch Iſaac ſelbſt in ihr Begehren willigen wollte, hörte endlich dieſer Aufruhr auf, und Iſaac blieb in ſeinem Entſchluß feſt und treu, ob er gleich dadurch die Kaſte und auch die Erbſchaft von ſeinem Vater verlor. Er iſt auch beſtändig treu geblieben, und ſein Sohn iſt jetzt zu Cudelur ein treuer und geſchickter Katechet." (Neuere Miſſ.-Nachr. 26 St. S. 168—169.)

Als Zeugniſſe zu dem früher Geſagten und für die Praxis der letztgenannten Miſſionare ſeien hier noch einige Stellen angeführt.

Schwarz ſchreibt im Jahr 1788:

„Betreffend den Punkt von den höhern und niedern Geſchlechtern, ſo kann ich Ihnen melden, daß in Tranquebar und hier faſt eine gleiche Anzahl von beiden Geſchlechtern ſich befindet. Hier ſitzen auf einer Seite die Männer und Weiber von höherem Geſchlecht, auf der andern die vom niederen Geſchlechte. Ich habe allen Zwang ſorgfältig vermieden und ſo habe ich wenig Schwierigkeiten gefunden. Selbſt bei der Austheilung des heil. Abendmahls iſt manchmal der eine oder der andere vom niedern Geſchlechte zuerſt gekommen, welches kein Aufſehen gemacht hat. Sollten Sie des Sonntags in die Kirche kommen, ſo würden Sie ſich wundern, wie reinlich die vom niedern Geſchlechte erſcheinen. Ein Punkt, der die vom niedern Geſchlecht ſo verächtlich macht, iſt, daß ſie vom todten Vieh eſſen. Dagegen habe ich allezeit den größten Abſcheu gezeigt und ausdrücklich geſagt, daß ich es nicht dulden wolle. Daher weiß ich hier faſt nichts davon."

„Die Landprediger und Katecheten ſind vom höhern Geſchlecht. Der Katechet Gabriel iſt von niedrigem Geſchlecht; allein

er redet ganz frei mit denen vom höheren Geschlecht, weil er sich sehr reinlich in der Kleidung hält. Im Lande aber hält es schwerer."

Das Essen von gefallenem Vieh wird den Convertiten geradezu verboten und es werden sich keine Christen finden, die unter gehöriger Aufsicht sich dessen schuldig machen. Der daher entstehende Abscheu trifft also die Christen von niederm Geschlecht nicht mehr. Auch die Sudras essen gefallene Thiere, als Schaafe, Geflügel u. s. w., aber von der heiligen Kuh essen sie nicht. Der Abscheu bezieht sich also nicht auf's Aasessen überhaupt, sondern auf das Essen von Rindvieh. „Kuhfleischesser" ist ein Schimpfwort auch für Europäer.

Aus Schwarz' Gesprächen zwischen einem Heiden und einem Christen, gedruckt in Tranquebar 1791:

„Heide: Muß man alle Menschen lieben? Dann geht der Kastenunterschied zu Ende.

„Christ: Vor Gott ist kein solcher Unterschied; solchen Unterschied zu machen ist ihm auch nicht wohlgefällig. Er schuf alle Menschen und gab ihnen Leben und Verstand. Nachdem die Menschen in Sünde gefallen, erbarmte er sich, ohne Unterschied zu machen, über Alle, sandte seinen einigen Sohn, übergab ihn um der Menschen willen allen Leiden und dem Tode und erlöste Alle. Außerdem nicht Willens, daß auch nur einer verloren gehe, offenbarte er Allen den Weg zur Buße; er will, daß Alle sich zu Jesu nahen und durch die Taufe Sündenvergebung und das Reich Gottes empfangen sollen. Da sich denn Gott bemühet, auch die von dem sogenannten geringen Geschlecht ewig selig zu machen, so werden wir, wenn wir solche Geringe verachten und ausstoßen, dem Sinne Gottes unähnlich und von ihm verstoßen werden. Auch euere Vorfahren wußten dies und sagten: „In des Himmel Thoren sind ein Todti (Ausfeger) und ein Tordaman (Titel eines Königs von Puducottah) gleich."

Heide: Nach göttlichem Rechte ist das freilich wahr. Aber wenn wir auf diese Weise wandeln, wird es der Welt nicht recht sein, und es wird Haß und Verfolgung kommen.

Christ: Es wird kommen. Aber durch Trübsal wird es offenbar werden, wer den Willen Gottes thut und wer nicht. Dadurch

prüft uns Gott. Wer um der Wahrheit willen keine Trübsal erdulden will, erkennt nicht die Köstlichkeit der Wahrheit und ist kein Jünger Christi."

Der Heide, welchen Schwarz reden läßt, zeigt uns den religiösen und sittlichen Standpunkt, von welchem aus die Kaste der Christen zu betrachten ist. „Wenn man alle Menschen lieben muß, sagt er, geht der Kastenunterschied zu Ende." Auf die Frage: ob sich die Kaste mit dem Christenthum verträgt, lautet hier die Antwort: sie verträgt sich nicht mit der Liebe; die Kaste nämlich, die mit einem durch das Blut Christi gereinigten Bruder, weil er als ein Pariah geboren ist oder mit Pariahs Gemeinschaft gemacht hat, und sonst aus keinem andern Grund, nicht das heilige Abendmahl genießen, ihn nicht in das Haus aufnehmen, nicht mit ihm essen, ihn nicht ehren kann, diese Kaste sündigt schwer wider die Liebe, sie verläugnet den Glauben; wo aber Glaube und Liebe nicht ist, da ist auch keine Hoffnung. Deßhalb sagen wir zu dem Satz: Es kann einer mit der Kaste doch ein guter Christ sein und selig werden: ja, so gewiß als einer ohne brüderliche und allgemeine Liebe ein guter Christ sein und selig werden kann, oder so gewiß als einer, der um der Wahrheit willen keine Trübsal leiden will, doch ein Jünger Christi ist. 1. Cor. 13. Luc. 14, 27.

Im Jahr 1800 schreibt Kohlhoff und Holzberg:

„Mehr konnte vor der Hand nicht ausgerichtet werden, da Herr Gericke seine Rückreise beschleunigen mußte. Daher alles das, was die kirchliche und gottesdienstliche Einrichtung (in Tanjore nämlich) betraf, so bleiben mußte, wie es bisher gewesen war.

Jedoch fühlten wir bald, daß auch hierin eine fest bestimmte Ordnung müsse getroffen werden; die aber nicht anders geschehen konnte, als man stellte die Gemeinde selbst fest. Denn nicht nur die großen Veränderungen im tanjorischen Reiche, sondern auch besonders die verschiedenen Kasten verursachen viel Schwierigkeit."

Die Kaste hatte nach Schwarzens Tode (1798) in Tanjore freieren Spielraum gewonnen. Sie nahm in demselben Maße überhand, als der evangelische Geist abnahm. Der sichtbare Verfall der lutherischen Mission datirt sich von jener Zeit an. Wenn auch einzelne treue Arbeiter noch über blieben, so waren sie doch nur wie

stehen gebliebene Pfeiler in einem Tempel, der zerfällt. Trostloser Moralismus, den Glauben und das Glaubensleben zersetzender und ertödtender Rationalismus waren von Deutschland her auch in die Mission eingedrungen. Schon unter den früheren Missionaren waren etliche, die das beste Lob nicht hatten. Vielfach war Streit unter ihnen, und es läßt sich schließen, daß auch die Kaste einen Streitpunkt bildete; denn aus den angeführten Stellen läßt sich die Verschiedenheit in der Auffassung und Behandlung derselben nicht verkennen. Es ist nicht „wesentlich ein und derselbe Geist, der aus den vorstehenden Mittheilungen, die sich über ein Jahrhundert erstrecken, herausredet." *) Wie sollte auch der unverbesserliche Säufer Bosse, der „ein Schandfleck der Mission" war und doch 25 Jahre mit seinen Collegen zusammenarbeitete, wie sollte der mit Ziegenbalg und Schwarz aus ein und demselben Geist heraus geredet haben? Unter den spätern Missionaren waren geschickte Pädagogen, gelehrte Linguisten, tüchtige Botaniker und Conchologen; aber die rechtschaffenen Theologen fehlten. Einige von ihnen waren geübte Speculanten, untreue Verwalter, arge Säufer, lasterhafte Menschen, und einer wird sogar „ein Ungeheuer von einem Missionar" genannt. *) Kein Wunder deshalb, wenn das einst blühende Missionsfeld bald von Unkraut überwuchert, die Kaste sich mehr als je stärkte, und das Heidenthum in der Kirche eine Macht wurde, welche zu brechen stärkere Mittel erfordert wurden, als die man bisher bloß abwehrend angewandt hatte. Um jene Zeit im Jahr 1804 klagt ein in Tranquebar neu angekommener Missionar: „In Tranquebar ist die Bibel ein Fabelbuch, die Glaubenslehren werden verworfen," und im Jahr 1807 schreiben die Missionare von dort: „Die Folgen davon sind gewesen, daß wir fast nutzlos geworden, daß wir die Kirchen leer, Taufe und Abendmahl verachtet sehen."

Weil die Mission von Haus aus nicht mehr gehörig unterstützt wurde und es sehr schwer geworden war, tüchtige Missionare zu finden, und die sich finden ließen unter der Bedingung und mit der Hoffnung hinaus gingen, nach fünf Jahren wieder zu kehren und in der Heimath eine Pfarrstelle zu erhalten, so geschah es, daß

*) Siehe Dr. Graul Hallesch. Miss. Nachr. 9 Jahrg. 2 - 3 Heft. Seite 101.
*) Siehe Fengers Geschichte d. Tam. Miss.

im Mai 1820 die Mission im Tanjore-Gebiet den Arbeitern der Englischen Gesellschaften vom Missionar Kämmerer übergeben wurde. „Die Mission in Tranquebar, schreibt er, die Mutter aller andern Missionen sinkt nun hernieder, um eine kleine Anstalt für einen einzelnen Ort zu werden.“

Für die Mission war bereits eine neue Zeit eingetreten. Unter dem englischen Volk war der Missionsgeist erwacht, der unter dem Deutschen entschlummerte. Jenes nahm das Erbe in Besitz, das von unsern Vätern so schmählich vernachlässigt worden war. — Wo rechter Missionssinn ist, da zeigt er sich in Indien auch im Eifer gegen das Kastenwesen, wenn auch dieser Eifer nicht immer die rechten Mittel wählt; da muß er besonders auch in den Gemeinden gezeigt werden, die von der Kaste so sehr überwuchert sind. Mit dem neuerwachten Glaubensleben entstand daher in der Mission neuer Eifer in Bekämpfung der Kaste. Aber von Tranquebar aus war über beides auch das Zeugniß verstummt. Was in den Missionen, die den englischen Missionen übergeben wurden, darin geschah, soll hier kurz angeführt werden. Ein jeder mag darnach urtheilen, ob der öfter wiederholte Ausspruch: „die Praxis der Engländer mißbilligen wir“ allenthalben gegründet ist.

Das Uebel wurde zuerst systematisch von den Miss. Haubroe, Schreyvogel und Rhenius*) angegriffen. In Vepery (Vorstadt von Madras) war eine Kolonie von Kastenchristen, die ihren Unterhalt durch die Missionspresse daselbst und durch Buchbinden erhielten. Die Kinder dieser Kastenleute pflegten im Schullocal besondere Sitze einzunehmen, wogegen Haubroe Einwendungen machte und eine andere Ordnung einzuführen suchte. Als er weiter ging und auch die Kastenordnungen in der Kirche angriff, machten die Kastenchristen unter sich folgendes Bündniß:

„Bündniß unter uns Gliedern der englischen Missionsgemeinde. Da Herr Haubroe am 23. dieses Monats einem Kinde von der Pariahkaste erlaubte, seinen Platz in der Kirche den tamulischen (Sudra) Knaben entlang zu nehmen, welches eine große Schande für unsere Kaste ist, so sei es hiemit bundesmäßig beschlossen, daß weder wir, noch unsere Familien je wieder zur Kirche

*) Der erstere ein Däne, die andern beiden Deutsche.

kommen, noch unsere Kinder in die Schule schicken wollen, bis Herr Haubroe uns ein sicheres Versprechen gibt, in Zukunft solches nicht wieder zu erlauben. Wann aber einer dieses Bündniß bricht, ist er gehalten 12 Pagoden (à 3½ Rupien) an die Polizei zu bezahlen, als einer der vor der Gemeinde schuldig ist." —

Als sie fanden, daß Haubroe nicht Willens war, ihrem Vorurtheil nachzugeben, verklagten sie ihn bei dem Präsidenten der Diöcesan-Comité von Madras. Dieser erhielt auf erbetene Auskunft von Dr. Rottler (der damals in seinem 57 Jahr in Indien war) folgendes Schreiben, datirt vom 13 Sept. 1824:

„Es thut mir Leid, aus Ihrem Schreiben, mit dem Sie mich am 11. d. M. beehrten, zu vernehmen, daß einige unserer eingebornen Christen (denn ich bin gewiß, nicht alle) eine Klage gegen ihre Pastoren vorgebracht haben, die bisher bemüht waren, sie in dem Pfade der Gerechtigkeit zu unterweisen und zu leiten. Es war nie unsere Praxis, Gewalt zu brauchen, sondern sie zu überzeugen und zu dem zu weisen, was wir aus Gottes Wort als billig und recht zeigen können. Wir halten dafür, daß eine christliche Gemeinde durch die Bande des Glaubens und der Liebe innig verbunden sein soll, gemäß der Ermahnung St. Pauli Eph. 4, 1 u. ff.: Und es thut uns Leid, zu sagen, daß der Kastenunterschied in diesem Land das größte Hinderniß ist, ihr nachzukommen; aber so wohl wir als unsere Vorfahren haben bisher erfahren, wie groß die Schwierigkeiten sind, diesen unglücklichen Unterschied zu entfernen. Da wir aber Beispiele vor uns haben, daß durch Gottes Segen erfolgreiche Bemühungen hier gemacht worden sind, haben wir versucht, dieselben zu machen und in unsern Schulen damit angefangen, wo wir solchen Kastenunterschied als das größte Hinderniß eines regelmäßigen und ordentlichen Unterrichtscursus fanden. Wir brachten deshalb die Knaben und Mädchen von höheren und niederen Kasten in ihren respectiven Klassen zusammen und beobachteten zwischen ihnen keinen anderen Unterschied als den, den ihre Fortschritte und ihr Wissen und ihr gutes Betragen natürlich verlangte. Dieselbe Ordnung und Unterschied suchten wir auch bei ihnen zu machen, wenn sie Sonntags zum Gottesdienst kamen. Dies aber fand von Seiten ihrer Eltern großen Widerspruch."

„Bisher haben wir keine andere Schritte gethan, die Tamulen mit den Parichs zu vereinigen. Ich vermuthe, daß die Personen von unserer tamulischen Gemeinde dieselben sind, die unsern Herrn Bischof mit einem Schreiben beunruhigten, das sie Seiner Eminenz gegen die Regulationen vorlegten, die ich nöthig fand, als ich die Aufsicht über diese Mission übernahm und welche von Sr. Eminenz sehr gebilligt wurden."

Diese Christen und ihre Kinder fanden später in der Evang.-Luth. Mission eine sichere Freistätte mit ihrer Kaste. — Auch hier bestätigte sich eine oft gemachte Erfahrung, nämlich die: beim H—n und Saufen *) gilt unter den eingebornen Christen keine Kaste; beim Spielen wird sie nicht beachtet; in der Schule läßt man sich mit Noth gefallen, daß man sie nicht berücksichtigt; aber in der Kirche darf sie durchaus nicht fehlen. Ist sie nun ein rein bürgerlicher, oder mehr ein religiöser Unterschied?

Zu derselben Zeit brachen ähnliche Unruhen in Tanjore und Tritschinopoly aus, und da die Kasten-Christen bei ihrer Diöcesan-Behörde in Madras kein Gehör fanden, appellirten sie an den Bischof Heber von Calcutta, der kurz zuvor in Indien angekommen war. Da der Bischof persönlich keine Gelegenheit hatte, sich über diese verwickelte Frage gehörige Einsicht zu verschaffen, und sich auf die Berichte eines eingebornen Predigers, mit Namen Christian David, selbst eines Kastenmannes, verließ, so schrieb er von Schellambram aus auf einer Reise nach dem südlichen Indien unterm 20. März 1836 an den Missionar Schreyvogel in Tanjore. — Dieses Schreiben, in welchem der Bischof bekennt, daß er „wenig von indischer Sitte" wisse, wird von den Kastenvertheidigern hoch gehalten. In demselben wurden die Christen auf den Unterschied zwischen bürgerlich und religiös aufmerksam gemacht, und sie haben auch daher Gelegenheit genommen, denselben zur Vertheidigung ihrer Kaste wohl auszubeuten. Folgendes sind die wichtigsten Stellen daraus:

„In Bezug auf Kastenunterschiede, wo sie noch von denjenigen beobachtet werden, die sich zum Christenthum bekennen, scheint es,

*) Das heißt heimlich in den Branntwein- oder Kallu- (gegohrnen Palmsaft) Boutiken.

daß sie a. im Verlangen nach besondern Sitzen in der Kirche bestehen; b. im Herzunahen zum heiligen Abendmahl zu verschiedenen Zeiten; c. im Verlangen, daß ihre Kinder in der Schule besondere Sitze haben; d. in der Weigerung, mit denen von anderer Kaste zu essen, zu trinken und Gemeinschaft zu machen."

„Nun ist es wünschenswerth zu wissen, ob sie als religiöse oder bloß als bürgerliche Unterschiede beobachtet werden; ob sie von einer eingebildeten größeren Reinigkeit und Heiligkeit des Sudra über den Pariah entstehen, oder ob sie nicht Merkmale des Adels und alter Abstammung sind, solche, wie diejenigen, welche in Spanien sogar unter den ärmsten Klassen den alten Spanier von den Castilianern unterscheiden. — — —."

„Indessen bin ich sehr begierig, von jeder Seite her, besonders von einem Diener Christi von Ihrer Erfahrung und hohem Charakter, die volle Wahrheit der Sache zu erfahren. Gott verhüte, daß wir irgend einen von unsern Convertiten ermuthigen oder von ihm dulden sollten, in Sitten fortzufahren, die antichristlich und unsittlich sind; aber (ich will offen heraus mit Ihnen reden, wie ein Bruder in Christo mit dem andern sollte) ich habe auch einige Furcht, daß neuere Missionare in dieser Materie mehr scrupulös gewesen sind, als die Noth verlangt, als Schwarz und seinen Genossen nöthig schien. Behüte Gott, daß wir der Sünde durch die Finger sehen sollten, aber auch behüte Gott, daß wir den schmalen Weg zum Leben enger machen sollten, als Christus ihn gemacht hat; oder daß wir die Vorurtheile dieses Volks weniger günstig behandeln sollten, als St. Paul und die erste Kirche das fast ähnliche Vorurtheil der jüdischen Convertiten behandelten."

Nach dem Maaß seiner Erkenntniß von der Kaste konnte dieser edle Bischof nicht besser urtheilen; aber das Uebel hatte seit Schwarzens Zeit mächtig zugenommen, und das Vorurtheil der jüdischen Convertiten und das der heidnischen in Indien sind wenigstens dem Ursprunge nach himmelweit verschieden.

Im Jahr 1833 erließ Bischof Wilson (gestorben im Jahre 1858) von Calcutta einen Hirtenbrief an die Gemeinden Südindiens, in welchem er die Abschaffung der Kaste geradezu verlangt. Derselbe wurde in den Gemeinden öffentlich verlesen und, wie die Missionare von Tanjore sich ausdrückten, ver-

verursachte „große Besorgnisse und düstere Stimmung, da sie mit den Kästenredern, der Widerspänstigkeit und dem Undank der Kastenchristen zu kämpfen hatten.“ — „Diese trennten sich, betrugen sich schändlich, und zeigten auf einmal die üblen Folgen des Duldens der Kaste in der christlichen Kirche.“ — Auch von diesen Kastenchristen hat ein guter Theil später in der Ev. Luth. Mission mit seiner Kaste eine Freistätte gefunden.

Dieser Bischof sagte in seinem Schreiben: „Die Unterschiede der Kaste müssen entschieden, unmittelbar und für immer aufgegeben werden, und diejenigen, die sich zu Christo bekennen, müssen dies Zeugniß ablegen, daß sie in der That den alten Menschen nach dem vorigen Wandel abgelegt und den neuen Menschen in Christo angezogen haben.“

Das war für die bereits vorhandenen Zustände ein wenig zu viel. Ja, wenn der Kaste mit einem solchen Gesetz könnte geholfen werden; aber sie ist ein zu zähes und tief gewurzeltes Unkraut, als daß man es nur so heraus reißen könnte. Sachte muß man ihm die Wurzeln abschneiden.

Im Jahr 1835 erließ derselbe Bischof an die Missionare in Tanjore und Vepery ein anderes Schreiben: „Es nimmt mich nicht Wunder, daß der entscheidende Schritt nicht bälder gethan wurde. Es war natürlich, es war recht, es war nothwendig, jedes andere Mittel zu versuchen, ehe ein solch gewaltsames, denn ein solches erscheint es den Eingebornen, angewendet wurde. Während der kräftige Geist eines Schwartz und Gericke blieb, um die anhängenden heidnischen Gebräuche niederzuhalten, war die Kaste vergleichungsweise harmlos; sie schien mehr ein bürgerlicher Unterschied. Aber ich freue mich, wahr zu nehmen, daß das Urtheil aller meiner Brüder und der ganzen Corporation der protestantischen Missionare, ohne Unterschied nun mit dem meinigen übereinstimmt, — daß die Krisis eingetreten ist und daß nichts als die gänzliche Aufhebung aller heidnischen Gebräuche, die mit diesem antichristlichen und antisocialen System verbunden sind, diese Mission vom Untergang retten könnte.“

Es dauerte nicht lange, so kehrten die Vepery-Separirten wieder in den Schooß der Kirche zurück. Die Unzufriedenen, vielleicht nicht länger im Stande, den Mangel zu ertragen, der durch ihre

Trennung und den Verluſt ihres Unterhalts von der Miſſion und deren Schutz über ſie kam, ſuchten Verſöhnung und unterwarfen ſich gewiſſen Bedingungen. Aber ſpätere Erfahrung lehrte, daß ſo lange man ihre Kaſtenvorurtheile unberührt ließ, welche der Streit und Bruch in gnadenloſen Herzen nur geſtärkt hatte — der Bruch nur leicht geheilt und die Leute nur mit einem Seil von Sand an ihre Kirche gebunden waren." Dies zeigte ſich ſpäter und als die Ev. Luth. Miſſion ſie mit Freuden in ihre Arme aufnahm.

Der erſte Biſchof von Madras, Daniel, ſchrieb an einen Eingebornen im Jahr 1837 oder 38 Folgendes:

„Kaſte iſt nicht wie der Rang in der Geſellſchaft in irgend einem Sinne des Wortes. Sie ſehen was Rang in der Armee iſt. Ein Officier kann von dem Rang eines Fähndrichs zu dem eines Feldherrn ſteigen; ein gemeiner Soldat kann ein Officier werden, und manche werden es. Ein Civilbeamter dient zuerſt als Schreiber, kann aus irgend einer Claſſe der Geſellſchaft gewählt werden und (wie es mit Mr. Lushington der Fall iſt) eines Tages Gouverneur werden. In irgend einer dieſer Rangſtufen kann ein Mann Speiſe nehmen von einem Geringern, wenn er es nöthig hat; oder wenn es Noth thut einem armen kranken Geſchöpf mit Speiſe und mit ſeinem Leibe dienen ohne ſeinen Rang dadurch zu verlieren."

„Wie verſchieden iſt dies alles von der Kaſte, die immer dieſelbe iſt. Was des Herrn Abendmahl betrifft, ſo kann keiner, der es nicht mit einem wahrhaft bußfertigen Herzen und mit lebendigem Glauben an den Herrn Jeſum, den Heiland der Sünder, empfängt, es mit Segen empfangen. Aber diejenigen, die ſich weigern, des Herrn Mahl zu nehmen, weil ein Geringerer es vor ihnen genommen hat, weiſen den Herrn von ſich, weil er der Heiland eines armen Bruders zuerſt geworden iſt."

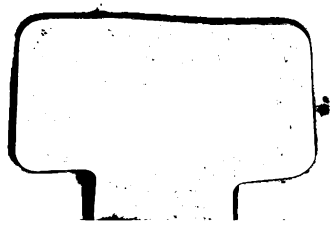
„Alſo ſtellt ſich die Kaſte als Richter über den Herrn ſelbſt. Sein Befehl iſt: Halte dich herunter zu denen von niedriger Kaſte; achte andere höher als dich ſelbſt. Nein, ſagt die Kaſte, habe nicht Gemeinſchaft mit den Niedrigen, achte dich ſelbſt hoch. „Du ſollſt das nicht angreifen, du ſollſt das nicht koſten, du ſollſt das nicht anrühren." Alſo verwirft die Kaſte den Heiland. Glauben Sie mir, daß in keinem andern Theil der Welt diejenigen, die ſich Chriſten

nennen, ſolche verderbliche Meinungen haben. Sie verderben die Seele, indem ſie Stolz und Selbſtvertrauen nähren. In dieſer Weiſe machen ſie auch die Heiden glauben, daß ihre Unterſchiede in Weisheit und Gerechtigkeit ihren Grund haben. Wenn Chriſten, argumentiren die Heiden, dieſe Unterſchiede halten, dann müſſen ſie gut ſein."

„Sie ſagen, daß das Aufgeben der Kaſte die Heiden hindert, das Evangelium anzunehmen; aber das Gegentheil iſt Thatſache. Was für Fortſchritte ſind in den letzten Jahren zur Bekehrung der Heiden gemacht worden? Keine im Vergleich mit früheren Zeiten. Wenn ſie ſehen, daß Chriſten dieſelben Sitten haben als ſie ſelbſt, denken ſie: Chriſten halten ihre Wege für gut, und ſehen keinen Grund, ſie zu ändern. Aber in andern Gegenden des Landes, wo die Kaſte unter den Chriſten nicht erlaubt iſt, verlaſſen viele Heiden täglich alles, nehmen ihr Kreuz auf ſich und folgen Chriſto nach. Sie aber haben kein Kreuz auf ſich zu nehmen, die Heiden verachten Sie nicht, denn ſie denken Sie ſeien gleich ihnen ſelbſt, und ſo werden Sie Urſache, daß die Heiden in ihrem Götzendienſt und in ihren Sünden verderben." —

Der folgende Biſchof von Madras Spencer ließ ſich in einer Anrede an ſeine Geiſtlichkeit im Jahr 1841 über die Kaſte alſo vernehmen:

„Als einen bürgerlichen Unterſchied rühre ich ſie nicht an: wird ſie aber gebraucht als eine Auszeichnung religiöſen Vorzugs bei Katecheten oder Schullehrern, ſo ſage ich: weg mit ihr, ab mit ihr, bis auf den Boden. Deshalb wünſche ich deutlich verſtanden zu werden, daß hinfort, ſo ſehr es mich auch verlangt eine eingeborne Geiſtlichkeit um mich zu ſammeln, — denn menſchlich zu reden, müſſen wir die Bekehrung Indiens, von einem eingebornen Lehrſtand erwarten, — ich doch keinen Eingebornen zur Ordination zulaſſen werde, der ſich weigert oder nur Anſtand nimmt, mit meinen Brüdern im Amt oder mit mir ſelbſt zu eſſen. Wenn er ſeinen Biſchof und ſeine Amtsbrüder für „unrein" hält, kann er nicht tauglich ſein zu predigen, noch viel weniger, das Evangelium von Dem zu practiciren, der mit Zöllnern und Sündern gegeſſen und getrunken hat, zu zeigen, daß das Wort

gewiß, von Anfang an ist es nicht also gewesen. Ziegenbalg und die ersten seiner Nachfolger hätten das nicht geduldet!"*) Und wenn dieselbe in ihrem Schreiben an die damaligen Missionäre, unter denen bereits Ochs war, sich über das Kastenunwesen dahin ausspricht (s. a. a. O. S. 6): „Solche Bollwerke des Satans zu dulden, verträgt sich nicht mit apostolischem Beruf. Daher ermahnen wir Sie, theuerste Brüder, aufs Dringendste, diesem gottlosen Wesen sogenannter Christen zwar mit Weisheit und Sanftmuth, doch aufs Entschiedenste entgegenzutreten!" — so spricht sie damit eben das unumwunden aus, was vorliegende Blätter uns aufs Neue dargethan, nämlich die Unverträglichkeit der Kaste mit dem Christenthum, und die Nothwendigkeit der Anerkennung dieser Unverträglichkeit für eine gesunde Missionspraxis. Damit nahm die damalige Missionsbehörde die Ansicht und Praxis der ersten Väter unsrer Mission wieder auf; wenn aber „die Ansicht dieser Behörde in Betreff der Kastenfrage sich im Laufe der Zeit wirklich umgestaltet hat, und ihre Umgestaltung jetzt sichtlichen an den Tag tritt als je, wie keinem unbefangenen Missionsfreunde entgangen sein kann,"**) so ist das unser Wunsch und Gebet, daß das jetzige Missionsregiment auf die vorigen Wege zurückkehre, und wir unsere Ostindische Mission wieder auf dem Wege evangelischer Wahrheit erblicken dürfen, wie vorhin und vor langen Jahren. Und dazu segne der HErr auch die gegenwärtigen Blätter!

*) S. die lutherische Mission und die Kaste in Ostindien, S. 7.
**) S. Pilger aus Sachsen, Nr. 5 d. J. S. 29.